Die

letzte Stunde

oder:

der Tod

von allen Seiten betrachtet.

Beruhigungen für Alle, welche sich der Auflösung nahe fühlen und für Die, welche an den Gräbern ihrer Lieben weinen.

Von

C. Th. B. Saal,

Pfarrer zu Oberweimar.

Weimar, 1840.

Druck und Verlag von Bernh. Fr. Voigt.

Digitized by the Internet Archive
in 2017 with funding from
Wellcome Library

https://archive.org/details/b29345571

Vorwort.

Vorliegende Schrift hat ihre Entstehung zunächst dem Herrn Verleger zu danken, von welchem ich im Frühlinge des vorigen Jahres zur Herausgabe derselben veranlaßt und ermuntert wurde; dann aber auch meinem eigenen Interesse an dem behandelten Gegenstande, von welchem ich mich um so mehr angesprochen fühlte, jemehr ich mich überzeugte, daß ein sich über denselben verbreitendes Schriftchen manches Gute stiften könne.

Daß die Anzahl Derjenigen, welche bei dem Gedanken an ihr einstiges Abscheiden von der Erde im Innern erbeben und im Angesichte des Todes trostlos verzagen, eine sehr bedeutende ist, kann nicht geleugnet werden. Sie wird aber auch schwerlich abnehmen, sondern im Gegentheile wahrscheinlich an Größe gewinnen, so lange der Zeitgeist, wie es gegenwärtig geschieht, die menschlichen Kräfte und Bestrebungen vorzugsweise auf die Förderung irdischer Angelegenheiten richtet und dadurch die Herzen dem Ewigen in eben dem Grade entfremdet, in welchem er ihnen das Zeitliche als höchstes Gut und als letz-

tes Ziel ihrer Wünsche werth zu machen sucht; so lange Religionsspötter geflissentlich darauf ausgehen, den frommen, christlichen, Glauben Anderer an eine höhere Bestimmung des Menschen möglichst wankend zu machen, und so lange nicht blos Philosophen, sondern auch sogar christliche Theologen, deren Auctorität man gerade hier am bereitwilligsten folgt, sich nicht scheuen, den trostreichen christlichen Glauben an die Unsterblichkeit der menschlichen Seelen planmäßig zu untergraben und für eiteln Hochmuth zu erklären. Denn dadurch wird ja dem Gemüthe der festeste und zuverlässigste Anker entwunden, welcher in der letzten Erdenstunde sein kräftigster Trost, seine herrlichste Hoffnung ist.

Wenn nun gerade auf unserer Zeit der Vorwurf solcher Bestrebungen mit seiner ganzen Schwere lastet, so ist das Erscheinen eines Schriftchens gewiß vollkommen gerechtfertigt, welches die Aufgabe hat, den Glauben des Menschen an seine höhere Bestimmung, so wie überhaupt an alles Dasjenige zu befestigen, was ihm eben so wohl über seinen eigenen Abschied von der Erde, als auch über die Trennung von Denjenigen, welche aus dem Kreise seiner Lieben früher als er selbst dahin genommen werden, tröstliche Beruhigung zu geben vermag.

Ob und in wie weit mir dieses in den nachfolgenden Blättern gelungen ist, mögen vorurtheilsfreie Leser entscheiden. Daß ich damit bei offenbar Ungläubigen keinen Beifall ernten werde, dessen bescheide ich mich gern; denn diesen wird der Glaube,

welchem ich das Wort rede, ein Aergerniß seyn. Eben so wenig rechene ich auf die Zufriedenheit überspannter Mystiker, weil der nüchterne Ton meiner Schrift mit demjenigen, welchen sie über religiöse Dinge anzustimmen pflegen, natürlich nicht harmonirt und weil ich die von ihnen verdammte Vernunft in gebührenden Ehren halte. Auch verzichte ich auf das Lob Derjenigen, welche nur am Neuen und Frappanten Gefallen finden. Ich habe nämlich alte Wahrheiten theils auf meine Weise behandelt, theils bin ich, was namentlich von der Aufstellung mehrerer durch den edeln Sintenis für die Unsterblichkeit der Seele aus einander gesetzter Beweise gilt, Denjenigen gefolgt, welche früher über den nämlichen Gegenstand schrieben.

Wohl aber glaube ich von Denjenigen nicht ungern gelesen zu werden, welche mit einem nüchternen Verstande ein gesundes auf das Ewige gerichtetes Herz vereinigen und dasselbe gern einer religiösen Erbauung öffenen. Am wohlthuendsten aber ist für mich die Hoffnung, daß dieses Schriftchen, so unvollkommen es auch seyn mag, doch vielleicht manche im Angesichte des Todes niedergedrückte und zagende Seelen aufrichten und stärken, manche redliche um ihre über den Grenzen des Grabes beginnende Zukunft bekümmerte Gemüther von bangen Zweifeln befreien und im frommen Glauben befestigen werde. Sollte diese Hoffnung auch nur an Wenigen in Erfüllung gehen, so habe ich daran einen großen Lohn.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

Seite.

Allgemeines über den Tod und die Troſtgründe dagegen 1
Weſen und Wohlthaten des Todes 16
Fortdauer nach dem Tode auf der Erde . . . 38
Fortdauer in einem künftigen Leben und Vorhandenſeyn einer für ſich beſtehenden Seele, als Bedingung derſelben 45
Beweiſe für die Unſterblichkeit der Seele . . . 53
Vom Wiederſehen in jenem Leben 107
Vertrautwerden mit dem Tode 133
Anhang, enthaltend: Gedichte über Tod, Grab, Unſterblichkeit und Wiederſehen. , . . . 151

Allgemeines über den Tod und die Trostgründe dagegen.

Die äußere Erscheinung des Tods kündigt sich dem menschlichen Auge als ein Aufhören des persönlichen, selbstständigen, Lebens an und ist also diesem geradezu entgegengesetzt. Mit dem Eintritte des Tods nehmen alle Verrichtungen des Menschen plötzlich ein Ende; Kälte und Blasse verbreitet sich über den ganzen Körper, der Glanz des Auges erlischt, die Muskeln dehnen sich, verlieren ihre Elasticität und gehen in den Zustand völliger Steifheit über. Nur in seltenen Fällen tritt der Tod plötzlich ein; denn gewöhnlich geht ihm als Vorbote der Todeskampf voran, welcher jedoch nicht immer derselbe ist, sondern sich auf verschiedene Weise kund gibt. Nach dem gewöhnlichen Gang der Natur besteht er in einer völligen Ermattung und Abspannung aller Kräfte und in einem gänzlichen Aufhören aller Lebensverrichtungen, oft aber auch in einem furchtbaren Sturme und in einer eben so angestrengten als unregelmäßigen Thätigkeit der letztern.

Höchst verschieden ist die Dauer dieses Zustandes; bald nämlich nimmt er schon nach wenigen Minuten ein Ende, bald aber dauert er auch mehrere Tage lang und ist dann nicht blos für den Sterbenden, sondern auch für seine Umgebung um so furchtbarer,

jemehr er mit der Fortdauer des Bewußtseyns verbunden ist. Ist einmal der wirkliche Todeskampf eingetreten, so vermag keine ärztliche Kunst Rettung mehr zu bringen. Um so mehr aber müssen sich die Ueberlebenden es angelegen seyn lassen, dem Sterbenden diesen traurigen Zustand durch liebevolle Theilnahme, freundliche Zusprache, Tröstungen der Religion und frommes Gebet möglichst zu erleichtern; und damit sollte selbst dann nicht abgelassen werden, wenn schon alles Bewußtseyn völlig aufgehört hat. Denn es ist erwiesen, daß es Zustände gibt, in welchen Kranke alles Bewußtseyn verloren zu haben schienen und aus denen sie doch eine deutliche Erinnerung alles Desjenigen behielten, was während solcher Zustände um sie her vorging und mit ihnen vorgenommen wurde. Ja! es ist möglich und sogar wahrscheinlich, daß das Bewußtseyn nicht einmal immer mit dem letzten Athemzuge sogleich erlischt, welchen man gewöhnlich für den Augenblick des wirklich eintretenden Tods anzusehen pflegt. Es ist daher eine wahre Grausamkeit gegen Sterbende, wenn man während dieser ihrer vermeintlichen Bewußtlosigkeit an ihrem Lager von einem unvermeidlichen, vielleicht gar schweren Ende redet.

Der Anblick einer Leiche, besonders einer bekannten, macht auf jeden Menschen einen sehr unangenehmen und tiefen Eindruck. Denn die starre Unbeweglichkeit derselben bildet mit der noch vor Kurzem wahrgenommenen Thätigkeit des Lebendigen einen empfindlichen Contrast; das menschliche Gemüth, welches nur dem Leben verwandt ist, fühlt sich durch die Gestalt des Tods entschieden zurückgestoßen und die entstellten Gesichtszüge Verstorbener vereinigen sich mit dem eigenthümlichen widerlichen Geruche, den ihre Auflösung erzeugt, zu Erweckung eines Eckels und Abscheus, welchen nur die wenigsten Menschen eini-

germaßen, niemals aber vollkommen, überwinden können. Das Bild des Tods, welches uns jede Leiche zur Betrachtung darbietet, erinnert uns an unser eigenes dereinstiges Ende; die Hinfälligkeit und Vergänglichkeit unseres Daseyns, welche uns dadurch auf das Tiefste zu Gemüthe geführt wird, stimmt unser ganzes Wesen zu einer gewissen, die niederschlagendsten Gefühle in uns erweckenden Demüthigung herab; die rohe und rücksichtslose Art und Weise, in welcher man nicht selten Verstorbene von Leichenfrauen und dergleichen Menschen behandelt sieht, erfüllt Jeden, dessen sinnliche Denkart sein eigentliches Ich von der eiteln Hülle nicht zu trennen weiß, mit einem heimlichen Grauen vor gleichem Schicksale; die Einbildungskraft, welche sich den Prozeß der Verwesung auf das Schauderhafteste ausmalt, macht den Tod für gar Viele zu einem Gegenstande peinlicher Furcht und unüberwindlichen Grauens; die schweren Kämpfe, in welchen das Leben zuweilen dem Tode unterliegt, erzeugen in schwachen Gemüthern bei jedem Gedanken an ein mögliches gleiches Geschick Angst und Zagen.

Je wohler es nun einem Menschen auf Erden geht, je weniger er der Erde Noth und Mühe empfindet, je glänzender und erhabener seine Stellung in der menschlichen Gesellschaft ist, je mehr er sich einer guten Gesundheit erfreut, je mehr er noch in der Blüthe seiner Jahre steht, je schönere Hoffnungen seines Herzens er auf Erden noch erfüllt zu sehen erwarten darf, je heiterer das Bild ist, welches er sich von seiner Zukunft entworfen hat und eine je größere Liebe zum Leben ihn daher durchdringt, eine desto größere Furcht vor dem Tod wird ihn auch beherrschen. Legt er dabei einen zu hohen Werth auf irdische Güter, ist sein gutes Herz den Gliedern seiner Familie mit recht inniger Liebe ergeben, möchte

er diese alle noch vor seinem Ende wohl versorgt sehen, desto mehr schreckt ihn auch der Gedanke an den großen Augenblick, in welchem er in des Todes Arme sinken muß.

Zu keiner Zeit aber pflegt dieses in höherem Grade der Fall zu seyn, als dann, wenn eine schwere Krankheit gegründete Zweifel an möglicher Rettung hegen läßt, oder wenn des Lebens später Abend das nahe Ziel desselben solchen Menschen vor die Augen hält, welche des Greisenalters eigenthümliche Beschwerden nicht empfinden und bei noch ungeschwächter Empfänglichkeit für irdische Freuden und Genüsse sich noch nicht nach dem Frieden sehnen, den wir nur im Grabe finden. Denn nur die Wenigsten haben durch ihr besseres Selbst den sinnlichen Theil ihres Wesens in dem Grade überwunden, daß sie über den Tod die rechten, ruhigen Betrachtungen anstellen und ihm getrost in das Auge schauen können.

Die Art und Weise, in welcher der Mensch über den Tod denkt, hängt immer von dem Stande seiner Bildung ab und daher hat man nicht allein in den verschiedenen Zeitaltern der Welt und unter den verschiedenen Völkern der Erde verschieden über den Tod gedacht, sondern auch zu gleicher Zeit und unter dem nämlichen Volke ihn auf abweichende Weise betrachtet. Je roher nämlich die Menschen sind, je weniger sie sich von dem Irdischen losmachen und das wahre Wesen, so wie die eigentliche Bestimmung ihres Daseyns fassen können, desto abschreckender und furchtbarer pflegt ihnen der Tod zu seyn, während er allen Denjenigen, welche sich bis zu der Höhe der richtigen Erkenntniß ihrer Natur und ihres Verhältnisses zur Welt erhoben haben, in einem ungleich mildern Licht erscheinen wird.

Die Weisesten und Besten unter den gebildetsten Völkern der alten Welt betrachteten den Tod mit ei-

ner Ruhe und einer Fassung, durch welche sich mancher Bekenner der christlichen Religion, welche uns denselben doch nicht blos am wahrhaftigsten, sondern auch am freundlichsten darstellt, tief beschämt fühlen muß. Denn durch besonnenes und vorurtheilfreies Nachdenken ihrer Vernunft gelangten sie zu Vorstellungen von demselben, zu welchen sich der todte Unglaube und die unglückselige Zweifelsucht unserer Tage, die nur einreißen, nicht aber erbauen wollen, nicht zu erheben vermögen. Tausende glauben nicht mehr an die geprüften, tröstlichen Lehren des Evangeliums von den letzten Dingen und eine weichliche Scheu vor einem gründlichen und unbefangenen Selbstdenken darüber läßt sie zu keiner selbstständigen, beruhigenden Ansicht vom Tode gelangen. Die gebildetsten Völker der Vorzeit waren hierin in einem großen Vortheile vor uns. Ungeachtet sie nämlich gerade die stärksten und erhabensten Trost- und Beruhigungsgründe bei dem Gedanken an den Tod noch entbehrten, deren Auffindung spätern Zeiten vorbehalten war: so gingen sie ihm doch mit einer Fassung entgegen, welche unsere ganze Bewunderung rege macht. Vorzüglich zeichneten sich hierin die Griechen und Römer aus und unter diesen wieder ihre vornehmsten Weisen und Denker. Mit welchen Augen sie auf Tod und Grab hinblickten, davon haben sie uns in ihren Schriften mancherlei schöne Zeugnisse hinterlassen, von welchen hier nur einige angeführt werden mögen.

„Man müsse," meinten sie, „weil man sonst zu keiner Ruhe kommen könne, von Jugend auf den Tod gering zu achten sich gewöhnen, da es gewiß sey, daß der Mensch sterben müsse, ungewiß aber, ob nicht vielleicht schon heute. Wer sich aber vor dem Unvermeidlichen fürchte, der könne auf keine Weise ruhig leben. Vom Tode seyen alle Menschen gleich-

weit entfernt und das Leben sey ihnen nur geliehen, nicht geschenkt."

Cicero, einer der weisesten Männer der Vorzeit, spricht sich darüber folgendermaßen aus: „Einen weisen Mann setzt der Tod, welcher bei der Ungewißheit aller menschlichen Dinge mit jedem Tage bevorsteht und bei der Kürze des Lebens nie lange ausbleiben kann, nicht in Schrecken. Die Natur gab den Genuß des Lebens, wie des Geldes, ohne eine Frist der Wiedererstattung festzusetzen. Warum dürftest du also klagen, wenn sie dasselbe, sobald es ihr beliebt, zurückverlangt? An einem in das schwarze Meer mündenden Flusse sollen, nach des Aristoteles*) Erzählung, Thierchen vorhanden seyn, welche nur einen einzigen Tag leben. Ein in der achten Stunde von ihnen sterbendes hat schon ein ziemliches Alter und ein bei Sonnenuntergang sterbendes ist, namentlich am längsten Sommertag, in seiner Art ein Greis. Vergleicht man nun unser höchstes Alter mit der Ewigkeit, so werden wir eine eben so kurze Lebensdauer wie jene Thierchen zu haben scheinen. — Kein Mensch ist so unwissend, daß er nicht an seinen einstigen Tod dächte. Und gleichwohl möchte er, wenn der Augenblick des Sterbens näher rückt, gern den Rücken kehren; er zittert und jammert. Würde man den nicht für den thörichtsten Menschen halten, welcher darum weinen wollte, daß er nicht vor 1000 Jahren gelebt habe? Eben so einfältig aber handelt Derjenige, welcher darum weint, daß er in 1000 Jahren nicht mehr lebt. Beides kömmt ganz auf Eins hinaus; du wirst eben so wenig in Zukunft hier auf der Erde leben, als du vor Zeiten da warst. Glaube nicht,

---

*) Er war ein berühmter Weiser Griechenlands, 384 vor Christus geboren.

daß man die Rathschlüsse der Götter durch Bitten ändern könne. Alles ist berechnet und beschlossen; Alles hängt von einer großen, ewigen Nothwendigkeit ab und Du wanderst eben dahin, wohin Alles geht."

Seneka, ein Philosoph der Römer, welcher im Jahre 65 nach Christus starb, sagt an einer Stelle seiner auf uns gekommenen Schriften: „Wir sind zum Sterben geboren. Ihm unterlagen dein Vater, deine Mutter, deine Vorfahren; ihm unterliegen Alle, welche vor dir waren, Alle, welche nach dir kommen. Wie groß ist die Volksmenge, welche dir nachfolgen, welche dich begleiten wird! Viele Tausende von Menschen und Thieren starben auf verschiedene Weise in dem nämlichen Augenblicke, in welchem du nicht sterben willst. Es ist mit dem Leben gerade so, wie mit einem Schauspiele. Es kömmt nicht darauf an, wie lange es währt, sondern wie es aufgeführt wird. — Der Mensch muß mit der Spanne Zeit, welche ihm zum Leben gelassen ist, sich begnügen. Aber auch ein kurzes Daseyn ist doch hinreichend, tugendhaft und gut zu leben. Wir haben nicht sowohl ein kurzes Leben, als daß wir vielmehr einen großen Theil des Lebens verschwenden. Das Leben ist zu Ausführung der größten Unternehmungen lang genug, wenn wir es stäts gut gebrauchen. Wo man es aber mit Wohlleben und Müssiggang zubringt, wo man es auf werthlose Dinge verwendet, da nehmen wir, wenn endlich der letzte Augenblick da ist, das Ende desselben wahr, während wir uns seines Verlustes noch nicht (mit der gehörigen Klarheit) bewußt wurden. — Zu leben ist kein Gut, wohl aber, gut zu leben. Was nützen dem Manne achtzig, mit Nichtsthun vergeudete Jahre? Wir messen das Leben nach Handlungen, nicht nach der Zeit. Und so rühmen und preisen wir Denjenigen glücklich, wel-

cher ein zwar noch so kurze Zeit genossenes Leben doch gut anzuwenden verstand."

Dergleichen weise Männer der Vorzeit dachten aber nicht blos über das Unvermeidliche des Tods mit so großer Ruhe und Ergebung in einen höhern Willen, sondern auch über den Zustand, welcher mit dem Ende unseres Lebens selbst eintritt, ohne daß sie jedoch einen vollkommen ausgebildeten Glauben an Fortdauer, Unsterblichkeit und Wiedersehen nach dem Tode hatten. Man hoffte zwar auch auf eine Seligkeit, glaubte diese aber im sogenannten Elysium oder in den elyseischen Feldern zu finden und beschrieb diese als überaus angenehme Gegenden oder als Inseln, welche die Einbildungskraft an den äußersten Enden der Erde nach Westen zu suchte. Andere, wie die Aegyptier, deren Ansichten sich nach und nach auch mehr oder weniger unter den Griechen verbreiteten, glaubten an ein Todtenreich in der Unterwelt, in welcher sich die abgeschiedenen Seelen als Schatten aufhalten und, je nachdem sie gut oder böse gelebt hätten, entweder in anmuthige Gefilde eingeführt oder in traurige Einöden voller Schreckniße verwiesen werden würden. Da man den Eingang in diese Unterwelt nur durch die Erde zu finden hoffte, so wurde es in den frühsten Zeiten für ein großes Unglück erachtet, unter Verhältnissen zu sterben, durch welche ein ordentliches Begräbniß unmöglich gemacht wurde. Daher hielt es sehr schwer, Krieger zum Seedienste zu bekommen, weil Jeder fürchtete, auf den Fall seines Todes im Wasser verwesen zu müssen oder von den Fischen aufgezehrt zu werden und daher nicht an den Ort der Seligen gelangen zu können.

Indessen erzeugte die mächtig fortschreitende Geistesbildung und Aufklärung bald edlere, vom Irdischen mehr gereinigte, hierauf bezügliche Vorstellun-

gen; denn es sind uns Männer bekannt, welche die Seele deutlich von dem Leibe unterschieden und denen das Schicksal des letztern nach dem Tode völlig gleichgültig war. So drohte, um nur das Eine zu erwähnen, einst ein grausamer Fürst einem weisen Manne damit, daß er ihn töden und (was dem Vorigen zufolge von Vielen für das größte Unglück gehalten wurde) nicht beerdigen lassen werde. Auf diese Drohung aber erwiederte der Weise mit mitleidigem Lächeln: „das steht ganz in Deiner Gewalt. Meine irdische Hülle ist in Deinen Händen. Glaubst Du, Thor! daß mir das Begräbniß von großer Bedeutung sey, so ist es mir ganz gleichgiltig, ob mein Leib über oder unter der Erde verwest."

Ein anderer Philosoph Griechenlands, der edle Sokrates, welcher 470 vor Christus geboren wurde, hatte das traurige Schicksal, von der tyrannischen Regierung seines Vaterlandes und von seinen eignen verblendeten Mitbürgern zum Tode verurtheilt zu werden, weil seine geläuterten Ansichten nicht mit dem herrschenden Religionsaberglauben übereinstimmten und weil man glaubte, daß er die ganze Religion umstürzen wolle. Seine Schüler und Freunde, welche über das ihm bevorstehende Schicksal trostlos waren und ihm während seiner dreißigtägigen Gefangenschaft nicht von der Seite kamen, wollten ihn von seiner ungerechten Strafe durch die Flucht befreien, zu welcher sie schon Alles vorbereitet hatten. Er aber fürchtete den Tod so wenig, daß er durchaus nicht in ihren Antrag willigte. Der letzte Tag seines Lebens, an welchem er durch das Trinken des Giftbechers dasselbe beendigte, erschien und man fragte ihn: wie er beerdigt zu seyn wünschte? Darauf aber gab er keine bestimmte Antwort, sondern überließ die Sorge des Begrabens lächelnd seinen Freunden, indem er den Körper nur für ein Gewand er-

klärte, welches vom Geiste im Augenblicke des Todes als ein ganz werthloses Ding abgelegt würde. Dagegen war all sein Sinnen und Denken nur auf den Geist gerichtet, über welchen er sich also vernehmen ließ: „Es gibt, wenn er den Körper verläßt, zwei Wege für denselben. Hat sich der Mensch mit den seinem Geschlechte gewöhnlichen Lastern befleckt, völlig seinen Begierden sich überlassen und, davon verblendet, sich in alle Fehler und Ausschweifungen versenkt, so geht sein Pfad gleichsam abwärts und führt nicht zum Sitze des göttlichen Wesens. Bewahrte sich aber der Sterbliche rein und tugendhaft, ließ er sich am wenigsten von körperlichen Schwächen überwältigen, strebte er stäts, sich von ihnen zu befreien und im Leben schon der Gottheit nachzuahmen, so steht ihm der Zugang zu derselben, von welcher er ausgegangen war, völlig offen."

Je näher seine letzte Stunde rückte, desto mehr sprach er von der Unsterblichkeit der Seele. Mit einer Begeisterung redete er von den Hoffnungen seines Glaubens, welche ihn den Augen seiner Freunde als einen verklärten Geist erscheinen ließ; und in dieser Verklärung setzte er den Giftbecher an seine Lippen; in dieser Verklärung verließ er die Erde. Und gleichwohl war sein Glaube an die Seelenunsterblichkeit noch nicht der freundliche und erhabene des Christenthums, gleichwohl ließ ihn seine Weisheit noch nicht die klaren und tröstlichen Blicke über die Grenzen des Grabes hinüberthun, welche uns diese köstlichste aller Gottesgaben geöffnet hat.

Daher ist es gewiß höchst auffallend, daß so Viele von Denjenigen, welche Christi Namen nennen, von dem Gedanken an den Tod weit erschrockner zurückbeben und ihrer letzten Erdenstunde weit verzagter und trostloser entgegengehen, als jene edeln Männer des grauen Alterthums. Die Schuld davon fällt

aber keineswegs auf die herrlichen, diesen Gegenstand betreffenden Lehren des Christenthums. Denn diese veralten zu keiner Zeit, sondern bleiben ewig jung und haben heute noch die nämliche beseligende Kraft, welche sie auf die ersten Bekenner des Evangeliums übten, die, der zukünftigen Herrlichkeit im ewigen Leben mit Sehnsucht entgegenharrend, freudig ihre Häupter in die Grube legten, selbst da, wo sie durch den grauenvollsten Märtyrertod hindurchgehen mußten. Die Menschen selbst tragen die Schuld davon, wenn sie mit Zittern und Zagen vor ihrem Grabe stehen. Entweder nämlich läßt sie ein in Sünden zugebrachtes Leben vor dem ewigen Richter zittern, welchem sie von der Hand des Todes entgegengeführt werden, oder sie haben sich von einem traurigen Unglauben überwältigen lassen, mit welchem zu Ende des vorigen und zu Anfange dieses Jahrhunderts das leichtsinnige, Gottes und seines heiligen Worts vergessende Volk der Franzosen die halbe christliche Welt ansteckte; von einem traurigen Unglauben, der gleich einem schleichenden Gifte heute noch nicht aufgehört hat, die wahre Religiosität und Ruhe der Gemüther zu untergraben und in den verkehrten, von einer fälschlich sogenannten Aufklärung irre geleiteten Seelen und Herzen der Menschen leider gar oft einen höchst fruchtbaren Boden findet, der um so üppigeres Unkraut trägt, je sparsamer der Saame ächt christlicher Religionskenntniß in ihm ausgestreut ist.

Ganz natürlich ist es, daß der Mensch Nichts in der Welt, wäre es auch noch so werthvoll und heilbringend, gebührend zu schätzen und werth zu halten pflegt, so lange er das Wesen und die Wirkungen desselben nicht gehörig durchschaut und begriffen hat. Wie Vieles, das unsere Vorfahren kaum dem Namen nach kannten und eben deshalb auch nur wenig oder gar nicht achteten, möchten wir jetzt um

große Summen nicht entbehren, weil seine Beschaffenheit und seine Wirkungen uns nicht mehr verborgen sind. Wie Vieles umfaßt der Jüngling mit Begeisterung, woran der weniger unterrichtete Knabe gleichgültig vorüber eilt. Wie Vieles ist für den Mann und Greis ein großes Gut, welches dem Jünglinge kaum der Beachtung werth zu seyn scheint, weil die Verhältnisse, in denen er lebt, ihm nicht vergönnen, näher damit bekannt zu werden. So entspringt auch die Nichtachtung der Religion Jesu aus der Unkenntniß ihres wahren Inhalts und Wesens und ihres erhabenen Stifters. Es fehlt nicht an Gliedern der christlichen Kirche, deren Geist auch in unsern Tagen noch so dicht mit Finsterniß umhüllt ist, daß sie Christum kaum dem Namen nach kennen. Andere halten ihn nur für einen übermäßig strengen Lehrer und lästigen Gesetzgeber, der den freien Willen seiner Anhänger durch eine Menge überstrenger und unmöglich zu befolgender Sittengebote in Fesseln lege; und was ist daher natürlicher, als daß sie zu Nichts weniger, als zu dem Glauben geneigt sind, daß er der Erlöser der Welt geworden. Viele sind zwar der Meinung, daß er an göttlicher und menschlicher Weisheit hoch über seinen Zeitgenossen gestanden habe; weil sie aber aus dem Evangelium nicht auch die Ueberzeugung geschöpft haben, daß ihm an sittlicher Tadellosigkeit, an Liebe zum Göttlichen und an Wohlwollen gegen die Sterblichen niemals ein Genosse unseres Geschlechts gleichgekommen ist, so wollen sie ihm nur die Würde eines gewöhnlichen jüdischen Propheten zugestehen. Glauben sie demnach nicht an ihn, als den von Gott gesandten Welt-Erlöser und Beglücker, so kann auch von einem rechten, fruchtbringenden Glauben an sein heiliges Wort bei ihnen keine Rede seyn.

Eine andere Quelle des religiösen Unglaubens

haben wir in einem überwiegenden Hange zur Sinnlichkeit zu suchen, der gerade in unsern Tagen das Menschengeschlecht mehr als jemals ergriffen zu haben scheint. Denn so weit wir auch immerhin davon entfernt seyn mögen, in den Fehler Derjenigen verfallen zu wollen, welche die Vergangenheit in jeder Weise auf Kosten der Gegenwart rühmen und das heutige Geschlecht blos darum geradezu als entartet verdammen, weil es nicht mehr in den nämlichen Kleidern einhergeht und nicht mehr die oft steifen, gezwungenen und lästigen Sitten und Gewohnheiten beobachtet, welche sie an unsern Vorfahren als Denkmäler ächter Tugend mit beredter Zunge zu rühmen pflegen: so können wir doch, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, das unpartheiische Geständniß unmöglich zurückhalten, daß wir nicht mehr in jenen Tagen leben, wo Vater, Mutter und Kinder sich am wohlsten im eignen Hause befanden und durch friedliches, einiges Walten darin ihr Familienglück auf Felsen gründeten, sondern in einer ganz andern Zeit, in welcher das an sich keineswegs zu tadelnde Streben nach den unschuldigen Freuden und Genüssen des Lebens bei Vielen in unselige Vergnügungssucht ausgeartet ist, welche durch einen, mit dem Wohlstande unserer Tage größtentheils in einem gewaltigen Mißverhältniße stehenden Aufwand das wahre Glück und Heil des Lebens geradezu untergräbt. Hier zerrüttet ein Vater durch ungezügelte Ausschweifungen in sinnlichen Genüssen den Wohlstand seines Hauses; dort versetzt eine Mutter durch unmäßige Liebe zur Pracht ihre Kinder in Mangel und Noth. Ein entarteter Sohn vergeudet gewissenlos die mühsam erworbene Habe elterlichen Fleißes und Tausende lassen sich von den Schlingen des Lasters dermaßen umstricken, daß sie nur der Gestalt nach noch Menschen sind, in der That aber zu den vernunftlosen Thieren herabgesun-

ken sind. Fragen wir nun, was solche Menschen von den heiligen Lehren der Religion zu halten pflegen, deren ehrwürdige Sittengebote sie leichtsinnig in den Wind zu schlagen pflegen; so müssen wir uns die betrübende Antwort geben, daß dieses köstlichste aller Geschenke des Himmels für die Meisten derselben so gut als gar nicht vorhanden ist. Der verstockte Sünder, dem seine sittliche Verdorbenheit weder Kraft, noch guten Willen gibt, den breiten und bequemen Pfad des Lasters zu verlassen und den schmalen und dornenvollen der Tugend von Neuem zu betreten, flieht die Lehren und Gebote des christlichen Glaubens gleich Gespenstern, die ihm einen Spiegel vor Augen halten, in welchem er seine sittliche Verworfenheit in einer Gestalt erblickt, vor der er mit Entsetzen zurückbebt. Kein Wunder, wenn er dann, wie tausend traurige Beispiele lehren, sich von Christus, dem höchsten und herrlichsten Tugendbilde hinwegwendet, ja ihn sogar flieht und sich gänzlich von ihm lossagt, weil er ihn für einen lästigen Sittenprediger und Peiniger des menschlichen Geschlechts hält, dessen Einfluß er sich gänzlich zu entziehen trachtet.

Eine weit allgemeinere Quelle des religiösen Unglaubens fließt aber, wie vorhin schon angedeutet wurde, in der unseligen falschen Aufklärung, der man jetzt gleichsam aus Gewohnheit zu huldigen pflegt. Es besteht dieselbe nicht in jenem, von einem edeln Durste nach Erkenntniß geleiteten Erforschen der Wahrheit, nicht in dem rühmlichen Bestreben, das Wesen und den Zusammenhang göttlicher und menschlicher Dinge durchschauen zu lernen, worin die höchste Aufgabe des menschlichen Geistes enthalten ist, sondern in einem frucht- und zwecklosen Vernünfteln derjenigen unsers Geschlechts, denen es an der rechten Durchbildung ihrer geistigen Kräfte fehlt und die daher

nicht im Stand sind, selbst überall vernünftig zu denken und stäts das Wahre vom Unwahren, das Richtige vom Falschen zu sondern; die aber, weil ein unglückseliger Stolz sie treibt, sich den sogenannten Gebildeten zu zu gesellen, entweder blindlings nachbeten, was sie als herrschende Meinung dieser vernommen, oder dasselbe, übel verstanden, nach eignem Gutdünken verändern und verbessern zu können wähnen und dabei in ein Gewirre dunkeler Vorstellungen gerathen, in welchem sie sich, obgleich sie alle Weisheit ergriffen zu haben wähnen, in ihrer dünkelvollen Einfalt nicht zurecht zu finden vermögen. Dann sind es gewöhnlich die Wahrheiten der Religion, an denen sie ihren eingebildeten Scharfsinn am ersten und am liebsten versuchen, die ihnen aber in ihrem klaren Ausdrucke und ihrer einfachen Einkleidung um so bedeutungsloser vorkommen, je mehr sie in dem Vortrage derselben die gewohnte Sprache ihrer verderblichen Afterweisheit vermissen. Sie glauben daher dieselben in ihrem lächerlichen Uebermuthe viel richtiger und untrüglicher selbst schaffen zu können, als sie von Ihm, der sich mit vollstem Rechte die Wahrheit und das Licht der Welt nennen konnte, gepredigt worden sind. Und da lehrt denn die Erfahrung zur Genüge, daß sie keinen Lehrsatz in die Summe ihres Glaubens, kein Gebot in das Verzeichniß ihrer Pflichten aufnehmen, woraus ihnen in irgend einer Hinsicht eine ihren Stolz demüthigende und ihre Leidenschaft zügelnde Unbequemlichkeit erwachsen könnte. Daher ist bei ihnen nicht die Rede von einer Vergeltung nach dem Tode, nicht die Rede von einer dieser entgegenführenden Fortdauer der Seelen, nicht die Rede von Allem, was das Christenthum von einem künftigen Leben lehrt.

Wie Viele entbehren daher in der Nähe von Tod und Grab des kräftigsten Trostes, welcher die Schrek-

ken derselben zu verscheuchen vermag! Denn so mancherlei Beruhigungsgründe anderer Art ihnen auch zu Gebote stehen mögen, denjenigen gegenüber, welche wir aus dem Munde Dessen vernehmen, der zuerst rechte Worte des ewigen Lebens redete, sind sie kaum in Anschlag zu bringen. Indessen wollen wir sie, weil es uns darauf ankömmt, in diesen Blättern womöglich Alles zusammen zu stellen, was uns den Tod in einer freundlichern Gestalt, in einem mildern Lichte zeigen kann, nicht unerwähnt lassen, sondern im Gegentheile auch über sie uns ausführlich verbreiten und daher nicht blos die Troststimme der Religion, sondern auch die Beruhigungsgründe des gesunden menschlichen Verstands und der erleuchteten Vernunft vernehmen.

Wesen und Wohlthaten des Todes.

Wenn man sich mit der Betrachtung des Todes beschäftigt, so pflegt man mehr auf die äußere Erscheinung, als auf das Wesen desselben zu blicken. Das Anschauen einer Leiche, ihre Regungslosigkeit, ihr Verwesungsgeruch, ihr Vermodern im Grabe erfüllen uns mit Schauder uud weisen uns anscheinend auf eine völlige Vernichtung unsers Wesens hin, gegen welche sich alle unsere Empfindungen auf das Höchste empören. Wir müssen aber die äußere Erscheinung von dem innern Wesen trennen. Nehmen wir die äußere Hülle hinweg, in welcher wir nicht blos uns selbst, sondern auch die ganze übrige Welt um uns her zu betrachten gewohnt sind, so finden wir in der ganzen Schöpfung keinen eigentlichen Tod. Was wir so zu nennen pflegen, ist dann nur eine große Veränderung, welche mit der Gestalt der Dinge, mit dem Zusammenhange und mit den Eigenschaften

ihrer einzelnen Theile vorzugehen pflegt. Verbinden wir mit dem Tode den Begriff von einem völligen Aufhören des Lebens, von einer gänzlichen Vernichtung des Daseyns, so ist in der ganzen unermeßlichen Natur kein Tod zu finden. Das Samenkorn verwest und stirbt in der Erde, erwacht aber in einem Gewächs zu höherm Leben. Auch die Theile dieses letztern werden durch den Genuß von Menschen und Thieren zerstört, bei denen sie zu einem noch vollkommenern Leben übergehen; oder sie verwelken und verwittern bis zur Vermischung mit der mütterlichen Erde und werden in ihr zu der wunderbaren Kraft, in welcher die Fruchtbarkeit derselben und der Keim zu tausend neuen Lebensformen enthalten ist. Das Thier, welches aufgehört hat, selbstständig zu leben, vereinigt sich durch die Verwesung gleichfalls mit der Erde und geht aus ihr in der Gestalt von Gräsern, Kräutern, Bäumen u. s. w. wieder lebend hervor. Wir selbst haben einen thierischen Körper, welcher das nämliche Schicksal theilt. Sein Fleisch, seine Knochen verwandeln sich in Erde und diese nimmt die Gestaltungen der Pflanzenwelt an, welche wieder in thierische und menschliche Körper übergeht und ihnen Nahrung zuführt. So wird in einem kürzern oder längern Kreislaufe der Dinge das erstorbene Leben wieder von Neuem geboren und, was Menschenleib gewesen, nicht selten wieder zum Menschenkörper.

Schon diese Betrachtung zeigt uns den Tod in einem freundlichern Lichte. Denn nicht die Dinge selbst, sondern die Urtheile über dieselben beunruhigen den Menschen. Der Tod ist an und für sich nichts Schreckliches, wohl aber das Urtheil von ihm, daß er etwas Schreckliches sey, das ist das Schreckliche selbst. Urtheilen wir daher milder vom Tode, als es gewöhnlich zu geschehen pflegt, so wird er natürlich

für uns an seiner unfreundlichen und abschreckenden Gestalt um Vieles verlieren müssen.

Noch mehr werden wir uns mit demselben befreunden, wenn wir auf die Folgen Rücksicht nehmen, von welchen er ebensowohl für jeden einzelnen Menschen, als auch für die Gesammtheit unsers Geschlechts begleitet ist. Und wahrlich, es sind dieses nicht unangenehme und wehe thuende, sondern höchst wohlthätige und beruhigende Folgen. Alle, welche das Licht der Welt erblickten, Könige im Purpur und Bettler in der zerrissenen Kutte, Reiche auf weichen Polstern und Arme auf hartem Strohlager, Alle müssen sterben. Wie unpartheiisch verfährt also der Tod! Vor ihm ist kein Ansehen der Person; Niemand darf klagen, daß er gerade ihn von hinnen nähme, während er Andere mit seinem unwillkommenen Besuche verschone. Wie nun der Tod alle Sterblichen auf gleiche Weise behandelt, so macht er sie auch alle gleich. Das Leben ist gar partheiisch. Den Einen überschüttet es mit Glücksgütern, den Andern läßt es im tiefsten Elende darben; dem Einen beschert es die herrlichsten Freuden, dem Andern ist es ein Zustand der Leiden und Qual; den Einen umkleidet es mit unverdienten Ehren und Würden, den Andern mit unverschuldeter Verachtung und Schmach; den Einen begrüßt es in der Wiege als Prinzen, unter dem Donner der Kanonen, den Andern stempelt es vor der Geburt schon zum Sclaven fremder Laune und Willkür. Darum wollen sich auch so Viele nicht mit ihm befreunden; denn Nichts verletzt das Innere des gewöhnlichen Menschen mehr, als gerade diese ungleiche Vertheilung der äußern Schicksale.

Welch' einen großen Vorzug hat daher hierin der Tod vor dem Leben. Er bettet alle Staubgeborne auf den Gottesacker und hier sind alle gleich; Alle Staub und Asche; Einer so viel werth als der

Andere; der Höchstselige Fürst nicht mehr als der verstorbene Tagelöhner, der im leichten Bretergehäuse vermodert, während jener im silbernen Sarge eben so gewiß ein Raub der Verwesung wird. So liefert uns der Tod den unumstößlichsten Beweis für die große, vom Leben so oft blind und hartnäckig verkannte und verläugnete Wahrheit: daß Alle, die ein menschliches Antlitz an sich tragen, aus einerlei Stoff bestehen, der Hochgeborne, wie der in der niedrigsten Hütte zur Welt Gebrachte. Müßten wir daher den Tod nicht als eine willkommene Erscheinung begrüßen? Zuverlässig mit eben dem Rechte, als wir über die willkürlichen Vorzüge klagen, welche sich so viele Sterbliche im Leben eigenmächtig beizulegen pflegen.

Wir wollen einmal annehmen, der Mensch lebte ewig, aber in den Verhältnissen, welche ihm als sterblichem Wesen zugetheilt sind. Da würde sich freilich der Vornehme und Begüterte, der Hohe und Mächtige über Alles glücklich preisen, weil dann die Erde schon für ihn der Himmel wäre. Was aber würde der Arme, Niedere und Verachtete dazu sagen, der mit aller mühevollen Arbeit seines Tagewerks nicht so viel zu erwerben im Stande ist, als zu nothdürftiger Befriedigung der ersten Lebensbedürfnisse gehört? Wahrlich, er würde sich unglückseliger fühlen, als wäre er nie geboren und den Schöpfer anklagen, daß er ihn zu ewigem und unverschuldetem Jammer verurtheilt; während er bei der Einrichtung, welche die ewige Liebe unserer menschlichen Natur gegeben hat, stäts ein sicheres Ende seiner Leiden vor sich sieht. Schon von Tausenden ist daher der Tod als ein lieber erlösender Freund herbeigesehnt und willkommen geheißen worden. Für Tausende war er die einzige Hoffnung, der einzige Trost. Und sollte er das aus diesem Grunde nicht Allen seyn? Genau betrachtet,

allerdings. Denn selbst das gesegnetste Erdenleben hat seine Leiden, selbst der Glücklichste hat dann und wann Stunden zu durchleben, welche ihn mit Schmerz und Trauer erfüllen. Und fragen wir einen Reichen, einen Mächtigen, im Greisenalter, ob er, wenn es im Reiche der Möglichkeit läge, unter der Bedingung wieder jung werden wolle, daß er mit den genossenen Freuden zugleich auch die Leiden seiner vergangenen Lebenstage wieder erkaufen müßte? so würde gewiß Keiner im Ernste Lust dazu bezeigen. Um wieviel weniger also Derjenige, dessen Erdenleben nicht das glücklichste zu nennen ist. Gewiß! ich wünsche mir lieber den Tod, als erneuete Jugend mit den Trübsalen vergangener Tage.

Der Tod hält uns auch über die Wichtigkeit und Werthlosigkeit aller irdischen Güter die eindringlichste Predigt. So hoch wir dieselben im Rausche der Freude, welche sie uns gewähren, anschlagen mögen, so müssen wir sie doch bei dem Hinblicke auf Grab und Verwesung dem Staube völlig gleich rechnen. Wenn Du jemals einen Fürsten, selbst mit dem größten Pompe, begraben sahst, wie klein und erbärmlich mußte Dir da alle irdische Macht und jeder Vorzug, den Geburt und Stand gewähren, vorkommen! Wenn Du die Leiche eines Begüterten erblicktest, der seinen Erben Millionen hinterließ, schlugst Du diese auch noch so hoch im Werthe an, als da, wo Du den Verstorbenen im prächtigen Wagen vor Deiner Wohnung vorüberfahren sahst? Nein! antworte ich in Deinem Namen; da hatten sie für mich viel, ja unendlich viel, an ihrer Geltung verloren. Und wie gut ist es für die Welt, daß die Inhaber ausgezeichneter Erdengüter so oft durch den Tod an ihre Eitelkeit erinnert werden! Was würde aus dem Reichen, dem Geizigen, dem Habsüchtigen dem Unterdrücker der Unschuld, dem Herrschsüchtigen

werden, wenn er kein Ziel seines irdischen Daseyns vor sich sähe? Welch' ein unsägliches Elend würden sie Alle über Welt und Menschheit bringen? Gibt es jetzt schon so oft tyrannische Fürsten und Obrigkeiten, welche ihre Unterthanen als Sachen und als Mittel zu Erreichung ihrer selbstsüchtigen Pläne betrachten; fehlt es jetzt schon nicht an ehrgeizigen und ruhmsüchtigen Gewalthabern, welche dem Besitze von einer Spanne Landes das Leben von Tausenden opfern; hassen und verfolgen sich jetzt schon die Menschen leider nur zu oft um einer kleinen Summe klingender Münze willen, wie würde es erst dann werden, wenn es keinen Tod für sie gäb und diese Dinge dadurch wahren Werth für sie erhielten? O! es würde ein solches Elend auf Erden entstehen, daß man über die Unsterblichkeit des Leibes unzählig viel mehr Klagen und Seufzer, als jetzt über die Unerbittlichkeit des Todes vernehmen würde. Jetzt macht doch sein Anblick, wenn er einem Tyrannen, einem Geizhalze, einem Ehrsüchtigen, unvermuthet unter die Augen tritt, einen mächtigen Eindruck auf ihn, hemmt seine Schritte, bringt ihn zur Besinnung und wird wohl gar ein Mittel zu bleibender Besserung seiner ganzen Denk- und Handlungsweise. Denn der Gedanke, daß unter der Sonne Alles eitel ist, ist ein höchst wirksames Veredelungsmittel menschlicher Herzen.

Muß uns daher der Tod, von dieser Seite betrachtet, im Allgemeinen nicht als Uebel, sondern als Wohlthat erscheinen, so verliert er deswegen doch immer noch nicht das Bittere für jeden einzelnen Menschen. Den Meisten kömmt er wenigstens zu früh; Viele nennen es eine Grausamkeit, daß der Herr des Lebens dem langsamen und naturgemäßen Ersterben seiner Menschenkinder durch tausenderlei Krankheiten und gewaltsame Todesarten zuvorzukommen sucht und vielleicht die meisten Sterblichen als zarte, fröhliche,

sich des Erdenlebens am herzlichsten freuende Kinder, oder als hoffnungsvolle Jünglinge und Jungfrauen, oder als glückliche Väter und Mütter im kräftigsten Lebensalter aus diesem Leben hinwegruft. Man möchte wenigstens so viel von der Güte Gottes erlangen, daß er jeden Einzelnen bis zum höchsten Ziele des Greisenalters leben ließe. Ein an sich zwar verzeihlicher Wunsch, dessen Erfüllung aber keineswegs das ersehnte Glück mit sich bringen, sondern im Gegentheile die Zahl der Klagen und Seufzer auf Erden noch unendlich vermehren würde, weil dann die dem Greisenalter eigenthümlichen Beschwerden von Allen empfunden und die Tage, von welchen wir mit den Worten der Schrift sprechen: „Sie gefallen uns nicht" Keinen mit ihren Leiden verschonen würden. Freilich würden sich dann Alle mit gleichem Schicksale trösten können, freilich Alle die Freude erleben, im Alter nicht allein zu stehen, sondern eine reiche Anzahl von Jugendfreunden um sich zu haben, wenn das Schicksal dieselben nicht in weite Kreise entlegener Gegenden hinausgetrieben hätte. Aber was wäre das für eine Freude? Am Ende nur die Freude, sich wechselseitig Erlebnisse und Genüsse der Jugend in das Gedächtniß zurückrufen und bei der lebendigsten Erinnerung an dieselben über die Ohnmacht und Freudenlosigkeit des Alters gemeinschaftlich klagen zu können. Denn so viel man auch von Freuden reden mag, welche dem Greisenalter eigenthümlich seyn sollen, so können dieselben doch niemals wahre und unverkümmerte seyn, weil in ihm alle Körper- und Geistesverrichtungen in der Regel herabgestimmt sind und die Empfindungen in einem abgelebten, stumpfen, seiner Zerstörung nahen Organe niemals zu rechter Innigkeit, Kraft und Lebendigkeit erwachen können.

Doch, wir wollen weniger von Dem reden, was seyn könnte, als von Dem, was wirklich ist, und die Lage eines Greises in die Augen fassen, der, wie es wirklich gar häufig vorkömmt, ganz vereinzelt und von Genossen seines Zeitalters völlig verlassen noch im Leben steht. Nur als Geister und Schattenbilder können sie in der Erinnerung noch an ihm vorüberziehen. Keinen kann er ergreifen, Keinem die Freundeshand drücken, Keinem die Gefühle und Gedanken mittheilen, welche in ihm erwachen, welche aber die jüngere Welt nicht mitempfinden, nicht vernehmen mag. Vielleicht ist unter den Lesern dieser Zeilen auch so mancher Greis, der dieses Schicksal hat. Wenigstens wünsche ich das; denn für Solche, welche sich dem Ende ihrer Tage nahe fühlen, schrieb ich ja und bei wem sollte dies mehr der Fall seyn, als bei Euch, hochbetagte Brüder und Schwestern im Herrn! Wie viele Kreuze habt Ihr in Euern Herzen Euern entschlafenen Lieben, wie viele edeln Freunden und Bekannten gesetzt, die lange vor Euch hinüber gegangen sind in das Land der Vollendung und die Ihr deshalb selig preisen müßt, so wehe es Euch auch thun mag, sie verloren zu haben. Meine Tage sind noch nicht die Eurigen; ich stehe vielmehr im besten Mannesalter. Allein ich kann mich in Eure Lage hineindenken und daß ich mich richtig in dieselbe hineingedacht habe, fand ich vor noch nicht langer Zeit durch eine Unterredung mit einem ehrwürdigen und verständigen Greise bestätigt, welcher weder in seinem körperlichen Befinden, noch auch in seinen übrigen Verhältnissen besondere Veranlassung zu Klagen über die Unannehmlichkeiten seines Alters fand und sich darüber doch folgendermaßen gegen mich vernehmen ließ:

„Man hat von jeher viel über die Freuden des Alters geschrieben und dieselben mit den lebendigsten

Farben geschildert; dabei aber das Greisenalter in der Regel nicht genommen, wie es wirklich ist, sondern wie es seyn könnte. Man hat vielleicht die Lage und die körperlichen, wie die geistigen Eigenschaften eines vor vielen Tausenden glücklichen Greises, oder das Ideal eines solchen vor Augen gehabt, dem die Wirklichkeit nicht entspricht. Ich habe Ursache, mich zu den glücklichsten alten Leuten zu zählen. Denn mich drücken keine Nahrungssorgen, ich brauche meine Tage nicht mit Hilfe fremder Unterstützung zu fristen, mein Körper steht noch ungebeugt von Krankheit und Zeit, meine Kinder sind wohl versorgt und mit herzlicher Liebe mir ergeben, ich bin noch empfänglich für viele Annehmlichkeiten dieser Welt und dennoch muß ich Vieles von Dem, was die Lobredner des Alters zu seinem Preise sagen, für übertrieben erklären und zugleich bekennen, daß sie in ihren davon entworfenen Gemälden die düsteren Schattenseiten stäts möglichst zu verdecken und zu vermeiden bemüht gewesen sind. Eben deswegen sind aber ihre Gemälde falsch; denn jedes Gemälde, das zu reich an Licht und zu arm an Schatten ist, verstößt gegen die Natur und entbehrt der Wahrheit. Ich will jetzt den fehlenden Schatten liefern, ohne ihn zu stark aufzutragen; denn ich rede nur von meinem Leben, von meinem Schicksale und gehöre nicht zu den unglücklichen Alten. Ich vergleiche das Menschengeschlecht mit einem Walde, aus welchem nach und nach immer mehr, oft die jüngsten, kräftigsten, schönsten Stämme hinweg geschlagen werden, während man die alten und morschen stehen läßt. Auch ich gehörte sonst zu einem schönen Walde, der nun zur Einöde geworden ist, weil die Axt des Todes um mich her furchtbare Verheerungen anrichtete und ich von Allen, die mit mir aufwuchsen, noch allein übrig bin. Was die Axt verschonte, das zerbrach der

Sturmwind; bald knickte es hier, bald dort. Je mehr sich aber der Wald lichtete, desto unschädlicher gingen die Stürme vorüber. Um mich her finden sie Raum genug; mir thun sie keinen Schaden mehr. Ich werde nun noch stehen bleiben, bis der Wurm des Alters, der an den Wurzeln nagt, das Geschäft der Zerstörung vollendet hat, bis in Folge davon meine Lebenskraft vertrocknet und ich, des ferneren Haltes entbehrend, endlich ohne Zuthun des Sturmes daniedersinke. Doch nicht mehr im Bilde und zu etwas Anderem. Um mich her verjüngt sich die ganze Menschenwelt; neue Sitten, neue Gewohnheiten verbreiten sich mit ihr über die Erde, verdrängen das Alte und verweisen die Sitten und Gebräuche der Väter, in denen ich aufwuchs und die mir daher lieb und werth geworden sind, in die Rüstkammern des Alterthums, nach denen man meistentheils nur aus Neugier fragt. Manches Herrchen dieser Zeit, das in seinem Kopfe nicht viel mehr als die neuen Moden hat, betrachtet mich mit spöttischem Lächeln und dreht mir nach flüchtigem Anschauen den Rükken. Das schmerzt mich, obgleich ich nicht zu den Thoren gehöre, welche alles Neue verdammen. Aber eben deswegen kränkt es mich, daß Neulinge in der Welt das Gute, welches gewiß auch am Alten zu finden ist, absichtlich verkennen und sich allein für vollkommen halten. Erhebe ich zuweilen meine Stimme, rufe ich ihnen zu: „das Neue, ihr lieben Leute! ist nicht immer das Beste; schüttet das Kind nicht mit dem Bade aus; prüfet Alles und das Gute behaltet, auch wenn es etwas altväterisch aussehen sollte:" so glaubt man noch großmüthig an mir zu handeln, wenn man mir blos spöttisch erwiedert: „Lieber Freund! du redest die Sprache eines alten grämlichen Mannes; du hängst einmal fest an dem Alten und betrachtest die Welt durch eine alte und

trübe Brille, laß uns mit unsern helleren Augen sehen und der feineren Sitte unserer Tage gehorchen." Das hat mich manches Mal gekränkt. Aber ich will in Zukunft schweigen und die Kinder der heutigen Welt wirthschaften lassen, wie sie wollen, ohne sie wieder zu stören. Aber ich will an Dem festhalten, was ich am Altar einmal als gut erkannt habe und mich in meinem alten Kleide begraben lassen. Wollte ich mich jetzt noch in die neue Tracht einflicken lassen, die Kinder würden rufen: „Seht da den alten Narren mit der neuen Kappe."

Wandele ich im Gewühle der Menschen an meinem Stabe umher, so betrachtet man mich nur, wenn man mir ausweichen muß und da meistentheils nur mit Widerwillen. Die frischen und kräftigen Gestalten der Jugend thun dem Auge wohler. Die aufblühende Rose schaut jedes Auge mit Wohlgefallen an; die abgeblühte aber will Niemand eines Blickes würdigen. Ein Alter ist in der Welt ein unwillkommener Gast. Begleitet er noch ein Amt, so blikken ihn Hunderte nur mit dem Wunsche an, daß ihn der Tod, welcher ihn bis jetzt vergessen zu haben schien, bald mit sich nehmen und dadurch eine ihren Mann nährende Stelle zur Erledigung bringen möge. So geht es auch mir. Noch verwalte ich mein Amt und — Dank sey es dem Himmel! nicht ohne Segen. Aber die Frucht meiner Wirksamkeit an Denen, auf welche sie sich erstreckt, ist auch der einzige Lohn meiner Mühe, die einzige Freude, die mich erquickt. Hunderte meinen es besser machen zu können, als ich und freuen sich auf den Augenblick, in welchem man mir einst die Augen zudrücken wird, weil sie sich alle schon im Geiste an meiner Stelle sehen. Noch mehr. Meine Vorgesetzten, unter deren Augen ich lange Jahre meine Dienstpflichten gewissenhaft zu erfüllen suchte, waren zufrieden mit mir und unge-

suchte Beförderung gab mir ihr Wohlgefallen an meiner Amtswirksamkeit zu erkennen. Nach und nach aber gingen sie Alle zur Ruhe und Jeden betrauerte ich als aufrichtigen Freund. Jetzt hat sich ihr ganzes Personal erneuert. Jünglinge nahmen ihre Plätze ein, zum Theil noch unbärtige Jünglinge, durch das Verdienst der Geburt zu ihren Stellen empfohlen. Um sich in ihren neuen Stellen bemerklich zu machen, fingen sie an zu reformiren und, oft mit rascher Unbesonnenheit, zu befehlen. Ich mußte gehorchen, gehorchen als Untergebener; aber meine Erfahrung sah das Unheil voraus, welches mein Gehorsam zur Folge haben würde. Ich erlaubte mir also bescheidene Vorstellungen gegen die hohen Befehle und Verordnungen. Doch, mit welchem Erfolge? Es blieb bei dem einmal Bestimmten und ich mußte mir die empfindlichsten Demüthigungen gefallen lassen. Jetzt scheint man sich nicht mehr um mich zu bekümmern; vielleicht aber arbeitet man bei dieser scheinbaren Ruhe an meinem Pensionsdecrete. Wie oft denke ich nun mit einer Mischung von Schmerz und Freude an meine lieben entschlafenen Obern, wie oft wandere ich zu den stillen Gräbern der Edeln und weine und wünsche zu sterben, um in ihrer Nähe zu ruhen. Auf dem letzten Gange, den ich zu ihrer Ruhestätte machte, dachte ich recht freudig an den Tod, von ihm Erlösung aus meiner Verachtung hoffend und im Geiste schon höheren Regionen angehörend. Da wurde ich recht unangenehm an die Erde und ihr Thun und Treiben erinnert. Raschen Schrittes eilte ein junger Mann an mir vorüber. Sein Uebermuth mußte es für schimpflich gehalten haben, mir vollkommen auszuweichen, denn seine unsanfte Berührung warf mich schier zu Boden. Ich sehe mich um und erblicke in ihm einen vornehmen Mann, den ich lange nicht gesehen, aber recht wohl kannte. Er war sonst

ein armer Knabe und aus Mitleiden ließ ich ihn mit meinem jüngsten Sohne erziehen. Welch' einer Dankbarkeit hatte ich mich also zu erfreuen

Wie Sie wissen, bin ich ein Diener des göttlichen Wortes und Vorsteher von einer nicht unbedeutenden Anzahl Geistlicher. Als ich in mein jetziges Amt eingeführt wurde, fand ich unter ihnen auf dem Lande würdige Männer, die mir an Jahren nahe standen und mit denen ich treue Freundschaft hielt; in der Stadt, wo ich wohne, aber achtungswerthe Collegen, die ich schätzen mußte. Sie alle sind dahin; ich allein bin von jenem Kreise noch übrig. Junge Männer sind an ihre Stelle gekommen und reden in ihren Vorträgen nicht die ernste Sprache des göttlichen Wortes, sondern die süßliche, ich möchte sagen, leichtfertige, Sprache der Mode. Ich habe mich auch bemüht, mit der Zeit und ihrer Bildung fortzuschreiten und mir die Resultate der großen in meiner ernsten Wissenschaft gemachten Forschungen anzueigenen. Allein zum Unglück erhält mich mein Alter zu nüchtern, als daß es mich an den Pietisten- und Muckerschwärmereien Theil nehmen ließ, in welchen die Gegend, in der ich lebe, dermalen ihr Heil suchen zu müssen wähnt. Ich predige nicht blos Glauben, am allerwenigsten blinden Glauben, sondern auch Tugend. Ich rede auf der Kanzel eine ernste Sprache und kitzele die Ohren nicht durch süßliche Worte und Reden, die die Menge oft um so lieber hört, je weniger sie dieselben versteht. Ich spreche mit Ruhe und Klarheit, worin auch eine Kraft liegt, und schreie und vagire mich nicht bis zum Ohnmächtigwerden außer Athem, wie so viele unserer jüngeren Prediger, die nur nach Effect und rauschendem Beifalle haschen, aber in der Regel nicht nach den Früchten fragen, welche ihre Art und Weise bringt. Doch sie haben Zuhörer in Menge; die

Kirchen können sie oft nicht fassen, während sich nur noch ein kleines Häuflein Auserwählter um meinen heiligen Lehrstuhl versammelt. Alles läuft zu den neuen Propheten und schreibt mich in das alte Register und scheint mir zuzurufen: „Steige herab Alter! stelle Deine veraltete Rede mit deiner schwachen, heiseren Stimme ein und laß uns Erbauung schöpfen aus den salbungsreichen Vorträgen der jüngeren, geistvolleren und begeisterteren Verkündiger des göttlichen Wortes. Rufe den Engel des Todes, daß er dich von hinnen nehme. Wir sind ein neues Menschengeschlecht, gehe Du zu dem alten, dem Du angehörst; wir können dich nicht mehr brauchen." So sagt man es mir, daß ich überflüssig in dieser Welt bin. Nehmen mir nun meine Oberen noch die Pflichten meines Amtes ab, setzen sie mich in Ruhe, dann gelte ich gar Nichts mehr, dann sieht man mich nur noch für einen müßigen Kostgänger der Erde an, dessen Scheiden für dieselbe eine Wohlthat seyn muß. Nun, nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur kann ich nicht lange mehr leben. Im Tode und durch ihn bekomme ich neuen Werth. Er entrückt mich der feindseligen Welt und bettet mein müdes Haupt auf ein Lager, von welchem mich kein Geräusch, keine Sorge, keine Gewalt wieder aufschrecken wird."

So sprach der alte, ehrwürdige Diener des Wortes und seine Rede ergriff und rührte mich so, daß ich ihm Nichts zu erwiedern wußte, wodurch ich ihn zu widerlegen im Stande gewesen wäre. Ich bin überzeugt, daß, wenn Gott meiner Tage viel werden ließe, ich in ähnlichen Verhältnissen eben so empfinden, eben so denken würde, wie Er. Ja! es kann wahrlich nicht geleugnet werden, daß der Tod für das Greisenalter eine Wohlthat ist. Und beugt nun, ehrwürdiger Alter! die Last der Jahre vollends deinen Rücken, kann Dein Auge nicht mehr die volle Pracht

der Schöpfung schauen, Dein Ohr nicht mehr ganz ihre Töne vernehmen, stumpft sich Deine Empfindung ab, versagen die Füße ihren Dienst, zittert Dir Hand und Haupt, will Dir Dein Gedächtniß die angenehmen Erinnerungen besserer Tage nicht mehr in voller Lebendigkeit vor die Seele führen, bist Du unfähig zu jeglicher Arbeit und vielleicht gar an ein langwieriges Lager der Krankheit und Schwäche gefesselt, hast Du keinen lieben und erheiternden Kreis von Kindern und Enkeln um Dich her, was, ja, was könnte Dich noch auf Erden zurückhalten? Es kann und wird gar nicht anders seyn, als daß eine aufrichtige Sehnsucht nach dem Tode Dein erkaltendes Herz erfüllt und Du ihn, wenn Du sein Nahen fühlst, mit freudiger und seliger Rührung willkommen heißt, weil er der einzige Befreier von den Leiden ist, die Dich drücken und denen Du auf keine andere Weise mehr entgehen kannst. Ja, der Tod ist des Greisenalters größter Wohlthäter.

Und für wie Viele nicht weniger, welche noch in ihren besten Jahren stehen, aber mit einem körperlichen Siechthume behaftet sind, welches ihnen keinen heiteren Lebensgenuß verstattet. Der Eine schleppt sich mühsam als Krüppel durch die Welt und kann keins seiner Glieder ordentlich gebrauchen. Seine Krücken tragen ihn nur wenige Schritte weit und will er aus den Wänden seiner düstern Wohnung einmal hinaus, um Gottes freie Natur zu schauen und sich an dem Anblicke grünender Bäume, fröhlicher Saaten, weidender Heerden und der tausendfältigen anderen Herrlichkeiten der Schöpfung zu erquikken, so vermag er diesen Genuß sich nur durch die größte Anstrengung seiner schwachen Kräfte und mit Hilfe fremder Unterstützung zu verschaffen. Einem Anderen ist das beklagenswerthe Loos hienieden gefallen, daß er von dem Wurme innerlicher Krankheit

angenagt, Jahre lang auf einsamem Lager zubringen muß und fast kein Gefühl, als das seiner Leiden und Schmerzen kennt. Wer derartige Unglückliche kennt, ach! der wird sie oft mit den Worten der Schrift seufzend ausrufen hören: „der Tod ist besser, denn ein sieches Leben.“ Und wer sollte in dieses ihr Urtheil nicht von ganzem Herzen einstimmen? Denn was ist das Leben ohne Thätigkeit und ohne Freuden? Ein Zustand unaufhörlicher Qual, der jeden einzelnen Tag zu einer leidensvollen Ewigkeit macht. Unter der Last eines solchen Verhängnisses kann nur ein frommes Herz durch seinen Trost Erleichterung der Schmerzen verschaffen, nur ein gebildeter, kenntnißreicher Geist, durch die tausendfältige Unterhaltung, welche sein Nachdenken und seine Beschäftigung mit menschlicher und göttlicher Weisheit verschafft, die langsam und qualvoll bis zum Grabe dahinschleichende Zeit verkürzen. Aber nur Wenigen wird diese letztere Wohlthat zu Theil und es bleibt ihnen daher in ihrer leidensvollen Einsamkeit, zumal wenn ihnen in derselben kein liebes und theilnehmendes Gemüth zur Seite steht, kein anderer Trost, keine andere Rettung aus ihrem Elende übrig, als Tod und Grab. Denken wir uns nun, daß es für diese Beklagenswerthen eine Zeit ihres Lebens gab, in welcher sie, stark und frisch an Leib und Seele, die Annehmlichkeiten ihres Daseyns in um so reicherem Maße genießen konnten, je reichere Mittel ihre günstigen Vermögensumstände ihnen vielleicht dazu verschafften: so muß uns ihr späteres Schicksal doppelt schrecklich erscheinen, weil dem Menschen in der Regel Nichts schwerer wird, als die Entbehrung eines Gutes, welches er einst in Fülle genoß. So sehr in einem solchen Zustande anfangs auch das Vertrauen auf ärztliche Kunst und Hilfe und auf die Heilkräfte der Natur alle Leiden erträglich macht, so werden sie

doch doppelt empfindlich und qualvoll, sobald langes vergebliches Hoffen am Ende zu der Ueberzeugung von der Unheilbarkeit des Uebels führt, an dem man leidet. Gäb es nun keinen erlösenden Tod, welche Höllenqual wäre dann für solche Leidende das Leben in dieser Welt, welch' einer schrecklichen Verzweiflung würden dann die Meisten derselben anheim fallen! Darum, auch darum ist der Tod der größte Wohlthäter für einen nicht kleinen Theil des menschlichen Geschlechts.

Wenn wir nun auch das Schicksal Derjenigen nicht unberücksichtigt lassen, welche in Folge des Mangels an den ordnungsmäßigen menschlichen Sinnen der Zahl der Unglücklichen unter der Sonne zugehören, so tritt auch ihnen der Tod als ein aus Noth und Trübsal erlösender Freund entgegen. Blinde und Taubstumme begegnen uns auf dem großen Markte des Lebens. Die Einen sehen uns nicht, die Andern hören und sprechen uns nicht. Wer wäre so gefühllos, daß er sie nicht im tiefsten Innern bemitleiden müßte! Die Taubstummen bringen ihren traurigen Zustand mit auf die Welt und pflegen sich, weil sie keinen der entzückenden Töne im Reiche der Schöpfung jemals genossen und niemals ihre Empfindungen und Gedanken mit anderen Wesen ihrer Art durch Worte ausgetauscht haben, eben nicht sehr unglücklich zu schätzen; denn die Entbehrung eines Gutes, dessen Werth und Genuß wir nicht kennen, ist kein Unglück. Eben das gilt auch von den Blindgeborenen. Weit beklagenswerther sind aber Diejenigen, welche in Folge irgend einer unheilvollen Veranlassung Gesicht, Gehör oder Sprache verloren, nachdem sie sich lange Zeit ihres Lebens hindurch im Besitze derselben glücklich gepriesen. Indessen sind Blind- und Taubgeborene deswegen noch nicht glücklich zu nennen. Nein, sie entbehren die höchsten und

edelsten irdischen Freuden und Genüsse und die herrlichsten geistigen Bildungsmittel, also auch die wahre Geistesbildung, für welche es im Menschenleben keinen Ersatz gibt.

In unserem Auge, so klein es ist, findet die ganze Körperwelt doch Raum genug, ihr Bild der Empfängnißkraft der Seele zu entwerfen. Das Kleinste und Größte auf Erden wird durch dieses wunderbare Instrument ein Gegenstand erfreulicher und lehrreicher Betrachtung für die Seele. Mit diesem Auge mißt sie Sonnen und Gestirne und verfolgt sie in ihrem Laufe den halben Weltraum hindurch. Mit diesem Auge zählt sie den Sand, sucht sie Weisheit im kleinsten Insekt, zerlegt sie Geschöpfe, welche in ihrer Kleinheit die Einbildungskraft kaum zu denken vermag, durch Kunst unterstützt, in ihre Theile. Von Natur dunkel und nur durch fremdes Licht erleuchtet, ist es für alle Abänderungen dieses Lichtes empfänglich, alle Grade hindurch, vom ersten Schimmer der Morgenröthe bis zum vollen Glanze des Mittags und von diesem wieder bis auf das letzte Abendroth und das Dunkel der Nacht; die Natur bald im heimlichen Dämmerlichte, bald in ihrer höchsten Herrlichkeit erblickend. Wer sich jemals an der Pracht der Natur erfreut, wer jemals durch den Anblick reizender Gegenden entzückt wurde, wen unter dem Anschauen großer Naturereignisse und Naturwunder jemals die lebendige Ahnung der göttlichen Majestät und Herrlichkeit überwältigte und mit der reinsten Wonne erfüllte, deren das Menschenherz fähig ist, der muß seine armen blinden Brüder mit der herzlichsten Wehmuth beklagen. Und so nicht minder den Tauben. Am Haupte, dem Sitze aller Seelenkräfte, hat die ewigweise Allmacht das Ohr gepflanzt. Hier, wo durch diesen engen und geheimnißvollen Weg alle Töne der Schöpfung und Kunst

bis zum inneren Throne der Seele dringen und ihr Trost oder Kummer, Freude oder Angst, Vergnügen oder Schmerz, Hoffnung oder Furcht einflößen; hier, wo des Freundes Stimme dem Unglücklichen Linderung schafft; hier wo des Schülers Seele von des Meisters Lippen unschätzbare Wahrheit und Weisheit vernimmt; hier, wo Donner und Sturmwind, Lied und Gesang, das Brüllen der Raubthiere und das Klagen des erwürgten Lammes, das Wiehern des Rosses und das Girren der Turteltaube; bis zum Flügelschlage der Fliege und bis zum Rauschen des bewegten Grashalmes dem Geiste das rege Geschäft der ganzen lebenden Natur vergegenwärtigen; hier, wo sich Seelen einander begegnen, einander mittheilen und in gemeinschaftlichen Empfindungen zusammenschmelzen; hier ist eine unerschöpfliche Quelle der reinsten irdischen Freuden, die aber mit ihren seligen Genüssen für jedes taube Menschenkind für immer vertrocknet ist. O! der Erbarmenswürdigen, welchen dieses Schicksal betroffen. Lieber wollte ich im stillen Grabe, unter einem Hügel leichter Erde den Todtenschlaf schlummern, als die unersetzlichen Freuden entbehren, die das Gehör dem Menschen bereitet. Sind wir doch im Besitze aller Sinne schon oft genug arme und bedauernswerthe Geschöpfe; um wie viel mehr noch, wenn uns der köstlichste derselben entrissen ist und noch mehr, wenn dabei zugleich auch die herrliche Gabe der Sprache uns mangelt, durch welche eine Menschenseele den Weg zur andern, ein Menschenherz den Zugang zu dem andern findet; durch welche wir erst zu Menschen, zu den erhabensten Geschöpfen der Erde werden, unsern menschlichen Brüdern die Freuden und Leiden unsers tiefsten Innern mittheilen, in Trübsal Trost, in Verlegenheit unserer Erfahrung wohlgemeinten Rath und noch im letzten Augenblicke der Religion beseligende Zusprache

und Beruhigung den Brüdern spenden können. Doch der Segen der Sprache läßt sich nicht mit würdigen Farben schildern. Ich wenigstens bin zu schwach dazu. Aber lebendig empfinde ich es, daß ich das Leben schwerlich würde ertragen können, wenn ich sprachlos durch dasselbe hindurch wandern müßte. Arme sprachlose Brüder! wie unglücklich, wie beklagenswerth müßt Ihr Euch fühlen. Schon seyd Ihr halb todt für die Welt. Ihr werdet es für kein Unglück halten, es ganz zu seyn, um im schweigsamen, stummen Grabe für immer stumm zu bleiben und den Schmerz, es zu seyn, für ewig los zu werden.

So haben wir die verschiedensten Verhältnisse und Schicksale betrachtet, in welchen uns der Tod nicht als ein Unglück, sondern als ein wahres Glück erscheint. Aber die Reihe seiner Segnungen haben wir damit noch nicht bis zu Ende betrachtet. Wir wollen dieses jetzt von einem höheren Standpunkte aus und weniger in Beziehung auf uns selbst, als mit Rücksicht auf das ganze Menschengeschlecht vergangener und künftiger Tage thun.

Da erscheint uns nun der Tod als die große und segensreiche Veranstaltung der göttlichen Weisheit und Liebe, durch welche dieselbe einem Geschlechte nach dem andern auf dieser Erde Platz macht und bewirkt, daß sich möglichst Viele auf derselben freuen und, was noch unendlich mehr ist, zu ihrer höheren geistigen Bestimmung sich ausbilden können. Wäre unsere Natur so vom Schöpfer gemacht worden, daß der Tod die dichten Reihen des Menschengeschlechts niemals hätte lichten können, so würde dasselbe nur bis zu einem gewissen Punkte zugenommen und, nach Erreichung des letztern, die Zeugungskraft desselben mit einem Male aufgehört haben; wodurch in unserer ganzen Natur eine völlige Revolution hätte verursacht werden müssen; oder es wäre nothwendig ge-

wesen, daß der Schöpfer weder das Bedürfniß der Speise, noch des Tranks, noch der Kleidung in uns gelegt und nach und nach ein Glied unseres Geschlechts an das andere in dichten Massen angereihet hätte. Dann aber hätten unsere Vorfahren nicht Menschen, sondern ganz anders organisirte Wesen seyn müssen und zuverlässig wäre auch da schon längst der Zeitpunkt eingetreten, wo die Erde die bis in das Unendliche fortgehende Vermehrung solcher Wesen nicht hätte fassen können, selbst dann, wenn alle übrigen Gegenstände der Schöpfung aus dem Thier- und Pflanzenreiche von derselben entfernt worden wären. Der Tod konnte also dem Menschengeschlechte unmöglich erspart werden. Er ist demnach eine eiserne Nothwendigkeit, in welche wir uns mit ruhiger Ergebung fügen müssen. Er ist, sagt man daher, ein nothwendiges Uebel. Was ist aber ein nothwendiges Uebel? Alles, was nothwendig ist, ist auch gut. Die eiserne, unwiderstehliche, die Welt regierende Nothwendigkeit ist Nichts, als eine Aeußerung, ein Mittel der göttlichen Güte zur Beglückung der Geschöpfe. Auch der Tod ist ein solches Mittel und darum kein Uebel, sondern im Gegentheile ein Glück, eine Wohlthat des Himmels. Hätte er die Menschheit vom Anfange ihres Daseyns an verschont, so würden wir jetzt nicht auf derselben leben; denn es wäre für uns kein Raum gewesen. Dem Tode haben wir also unser Daseyn und mit diesem, ach! wie unendlich Vieles zu danken. Aber wir sollten nicht die Letzten seyn, welche auf Erden wandeln. Eine unendliche Anzahl aus gleichen Wesen soll nach und nach auf ihr wohnen, auf ihr glücklich seyn, auf ihr nach dem herrlichen Ziele göttlicher Vollkommenheit ringen. Darum müssen auch wir einst von diesem Schauplatze der Weisheit und Güte Gottes abtreten und unseren Kin-

dern, Enkeln und spätesten Nachkommen Platz machen. Der Tod unserer Väter war die Bedingung unseres Daseyns; unser Tod ist der Preis, mit welchem wir dasselbe uns und künftigen Geschlechtern erkaufen müssen. Nur alsdann würden wir uns mit einigem Rechte über das Ende unserer Tage beklagen können, wenn Gott und die Natur sich verbürgt hätten, uns dagegen sicher zu stellen. Da sie aber jeden einzelnen Menschen unter denselben Bedingungen mit seinem ganzen übrigen Geschlechte haben geboren werden lassen, so sollten wir auch ohne Anstand ein Darlehn wieder zurück geben, welches sie uns unter der Bedingung gegeben haben, daß sie es zu jeder beliebigen Zeit wieder zurück fordern können. Eben die Natur, welche uns das Leben gewährt, bringt, davon unzertrennlich, den Tod mit sich. Es wäre Unsinn, mit der Vorsehung zu hadern, daß sie uns diese Natur gab und keine andere; daß sie uns zu Menschen schuf und nicht zu unsterblichen Engeln. Niederträchtig und gotteslästerlich wäre es aber, unter der Bedingung ewig auf der Erde leben zu wollen, daß das Geboren- und Beglücktwerden menschlicher Wesen irgend einmal auf derselben aufhören müßte. Nein! still und mit gerührtem Danke gegen Gott, der uns die Wohlthat des Lebens verlieh, wollen wir dasselbe, wenn er gebietet, wieder in seine Hände legen, froh darüber, daß unser Tod die Quelle des Lebens wird für künftige Geschlechter, ein Segen für Millionen.

So gewiß ich nun überzeugt bin, daß jeder Unbefangene diese kurzen Betrachtungen ohne Bedenken unterschreiben und den Tod für den größten Wohlthäter der Menschheit ansehen wird, eben so gewiß weiß ich auch, daß sich deswegen noch nicht jeder Einzelne vollkommen mit ihm aussöhnen wird. Denn die unserer Natur eingepflanzte Selbstliebe hat zu tie-

se Wurzeln in uns geschlagen, als daß wir ein Gut, welches uns beglückt, blos darum mit Freuden hingäben, damit sich auch Andere, die wir nicht einmal kennen, seiner freuen könnten. Der Mensch will im Gegentheile für Alles, was er opfert, auch dann, wenn ihn die Nothwendigkeit dazu zwingt, vollen Ersatz und gibt es nur unter der Bedingung einer solchen Entschädigung gern und willig hin. Zum Glücke gibt es eine solche Entschädigung auch für das Opfer des Todes, welches wir bringen müssen, eine Entschädigung, welche uns das verlorene Erdenleben nicht blos ersetzt, sondern mit einem ungleich höheren und heiligeren Daseyn vertauscht. Auf diese herrliche Entschädigung wollen wir nun unsere Blicke richten und dabei mit Gleichgültigkeit dem Tode in das Auge schauen lernen.

Fortdauer nach dem Tode auf der Erde.

Vielleicht gibt es keinen Gedanken, vor welchem der Mensch mehr in seinem Innern zurückbebt, als der an eine völlige Vernichtung unseres ganzen Wesens mit dem Tode des Leibes. Würde derselbe zur Ueberzeugung, so würden wir nicht blos zu allen guten und edeln Thaten verdrossen werden, sondern auch alle Lust am Leben verlieren, weil uns der Genuß desselben eben so oft verbittert würde, als wir an den Tod dächten. Und wer wäre wohl im Stande, ihn aus dem Kreise seiner Gedanken und Empfindungen ganz zu verbannen? Es finden sich allerdings Menschen, welche versichern, daß es ihnen gleichgiltig sey, ob ein Theil ihres Wesens über den Grenzen des irdischen Lebens fortdauere, oder ihre ganze Natur einer vollkommenen Vernichtung anheim falle. Allein entweder entspringt eine solche Erklärung

aus augenblicklicher Selbsttäuschung, oder sie ist die Frucht der Verzweiflung, oder ein leeres, leichtsinniges Gerede. Denn unser Wesen ist nur dem Leben verwandt und wenn daher schon der Gedanke an den Tod eines seiner Theile, des Leibes, bittere Wermuth in jeden Freudenkelch mischt, so muß dieses noch in ungleich höherem Grade der Fall seyn, wenn wir uns die Möglichkeit eines ewigen, unser ganzes Wesen zu Grunde richtenden Todes denken. Wenigstens muß er uns dann als ein schauderhaftes Unglück erscheinen, über welches wir uns kein größeres und entsetzlicheres zu denken, über dessen Unvermeidlichkeit wir uns auf keine Weise vollkommen zu beruhigen vermögen.

Heil uns daher, daß wir einem so trostlosen Schicksale nicht entgegen zu gehen brauchen, sondern, wie in der Natur der Dinge, so auch in den Lehren unserer göttlichen Religion und in den Ergebnissen des rastlosesten Nachdenkens der weisesten und vernünftigsten Männer eine sichere Bürgschaft für ein Fortleben nach dem Tode haben.

Man spricht aber in mehr als einer Beziehung von Fortdauer des Menschen nach dem Tode, nämlich von einer Fortdauer des Leibes und der Seele, von einem Fortleben in dieser und in jener Welt. Die Fortdauer der Seele, das Fortleben derselben in jener Welt, pflegen wir Unsterblichkeit zu nennen; wir können in gewisser Beziehung diesen Namen aber auch der Fortdauer des Leibes, dem Fortleben in dieser Welt geben.

Von letzterer Unsterblichkeit möge hier zunächst die Rede seyn. Schon oben deuteten wir an, daß es keinen vollkommenen Untergang unseres Leibes gibt, sondern daß nur seine äußere Form der Zerstörung anheim fällt, während sein Urstoff in andere Körper übergeht und da zu neuem Leben aufersteht.

Aber wir sind noch eines vollkommenern Fortlebens auf der Erde gewiß, des Fortlebens in unseren Kindern. Sie sind Fleisch von unserem Fleisch und Bein von unserem Bein, um mit der Schrift zu reden; und durch sie wird unsere irdische Natur auf Enkel, Urenkel und die spätesten Geschlechter fortgepflanzt. Da indessen, wie die Erfahrung lehrt, leicht ein völliges Aussterben einer Familie vorkömmt, so ist eine solche Fortdauer noch keine Unsterblichkeit. Gleichwohl aber gibt es auf Erden doch eine solche. Es ist diejenige, welche unsere Thaten uns verbürgen. Nichts Gutes nämlich ist in dieser Welt verloren, auch wenn es für den Augenblick anscheinend keine Früchte trägt. Je mehr wir Gutes wirken, desto mehr stiften wir auch Gutes, desto leichter wird es sich fortpflanzen bis auf die spätesten Geschlechter. Legt sich unser müdes Haupt auch zur ewigen Ruhe nieder, so sind wir doch noch nicht vergessen, so lebt doch unser Name noch in dankbarer Erinnerung, so leben doch unsere Werke noch in dankbarer Anerkennung ihres Werthes fort. Sollte man auch einst nichts mehr von unserem Namen, Nichts mehr von unserer irdischen Thätigkeit für das Reich des Guten wissen: so hört damit unsere Fortdauer deswegen immer noch nicht auf; denn wir haben einmal zweckmäßig eingegriffen in das große Räderwerk des menschlichen Lebens und die Hilfe, welche wir zu seinem Fortgange leisteten, wirkt, ist sie auch von menschlichen Augen nicht mehr zu erkennen, in das Unendliche fort. Der Eimer Wassers, den wir in einen kleinen Bach ausgießen, dringt durch denselben in die Erde und kömmt da in irgend einer Quelle irgendwo wieder zum Vorscheine, theils steigt er in Dünsten in den unendlichen Luftraum empor und befeuchtet, zu Regen in Wolken gebildet, die Erde, theils rinnt er durch Flüsse und

Ströme bis hinab in das unendliche Weltmeer, sich in das Unendliche vertheilend. Und doch vermag Niemand eine Spur davon zu erkennen. So ist es auch mit dem Guten, welches wir auf Erden stifteten. Es verbreitet sich und wirkt in das Unendliche fort, obgleich wir nicht wissen, wo und wie?

Bei einzelnen ausgezeichneten Bewohnern der Erde wird dieses jedoch immer erkannt. Niemals verschwindet die Spur ihrer Wirksamkeit, niemals wird ihres Namens vergessen. Was Moses einst für das jüdische Volk und durch dieses für die Welt gethan, wir wissen es heute noch und unser Geschlecht wird es nebst seinem Namen für Ewigkeiten im Gedächtniß behalten. Christi göttliches Werk und ehrwürdiger Name sind einer endlosen Fortdauer, eines endlosen Preises in dieser und jener Welt gewiß. Aber auch die Namen anderer Bewohner der Erde mit weniger ausgezeichneten Verdiensten sind in die unzerstörbaren Tafeln der Geschichte eingegraben. Von dem weisen Sokrates, von welchem oben schon Erwähnung geschah, wird man reden, so lange es Menschen gibt; Christoph Columbus, der Entdecker Amerikas, wird mit Bewunderung genannt werden, so lange die Welt steht; Luthers Name wird einen guten Klang behalten, so lange die Wahrheit die Herrschaft über die Lüge behauptet. Sie schlummern seit Jahrhunderten, seit Jahrtausenden schon in der Erde dunkelem Schooße, Staub und Asche sind sie geworden; von ihrem irdischen Wesen ist theilweis keine Spur mehr vorhanden und doch ist ihnen auf Erden im schönsten Sinne des Wortes Unsterblichkeit gesichert.

Eine solche kann jeder Mensch in einem gewissen Grade sich erringen. Er fördere nur, so viel an ihm ist, das Heil der Welt und er wird dieses großen Zweckes nicht verfehlen. Wer sich bei dem Rückblicke

auf sein Leben sagen kann: Dieses und jenes Gute hast du auf Erden gestiftet; zum fröhlichen Gedeihen dieser oder jener heilsamen Anstalt hast Du auf Erden beigetragen, der nimmt auch eine solche Unsterblichkeit mit in sein Grab. Das Bewußtseyn, sich eine solche gesichert zu haben, ist aber ein eben so kräftiger als milder Trost in der Nähe des Todes. Sonst würden so viele Menschen nicht geflissentlich darauf ausgegangen seyn, ihre Namen unsterblich zu machen. Groß ist die Anzahl Derjenigen, welche fromme Stiftungen gründeten, theilweis gewiß, nur um Gutes zu stiften, aber zum Theil eben so zuverlässig blos, um sich auf Erden eine gewisse Unsterblichkeit zu sichern. Diesem Bestreben haben namentlich die meisten Versorgungsanstalten für Arme und nicht wenige Waisenverpflegungsanstalten ihr Daseyn zu verdanken; denn den Stiftungsurkunden derselben ist gewöhnlich die ausdrückliche Bestimmung beigefügt, daß sie den Namen ihrer Gründer führen und, zuweilen auch, daß sie das Andenken derselben durch eine jährlich wiederkehrende Feier ihres Todestages erneuern sollen. Dergleichen Gründern frommer Anstalten pflegt man nicht selten den Vorwurf der Ruhmsucht zu machen; aber gewiß oft mit Unrecht. Denn Viele stiften dieselben gewiß nur darum, um der leidenden Menschheit auch nach ihrem Tode noch wohl zu thun, die Meisten aber aus der ganz natürlichen und nicht zu tadelnden Sehnsucht, nach der Auflösung ihres irdischen Leibes noch in guten Werken fortleben und auf Erden nicht vergessen werden zu wollen. Welche Beruhigung ihnen in der Nähe des Todes der Gedanke verschafft, daß das Gedächtniß ihres Namens unter der Menschenwelt nicht untergehen werde, ist allbekannt. Er machte sie freudiger und getroster in ihrer letzten Lebensstunde und ließ sie ruhiger und Gott ergebener ihr müdes Haupt in die Grube niederlegen.

Von einer derartigen edeln Sehnsucht war ja selbst der große Anfänger und Vollender unseres Glaubens nicht frei. Denn obschon er, seiner eigenen Erklärung zufolge, die feste Ueberzeugung in seiner göttlichen Seele trug, daß sein erhabenes Werk und mit ihm natürlich auch die Nennung seines ehrwürdigen Namens, in alle Ewigkeit nicht untergehen werde, so suchte er sich zu dem ihm bevorstehenden schweren Todesgange doch in's Besondere noch dadurch zu stärken, daß er das heilige Abendmal zu seinem Gedächtnisse stiftete, indem er seinen Jüngern die inständige Bitte an das Herz legte: „Solches thut, so oft Ihr's thut, zu meinem Gedächtnisse." Und mächtig stärkte ihn das Bewußtseyn von der sicheren Erreichung seines Zweckes. Denn festen Schrittes und aus freiem Antriebe ging er nun, ohne in seinem einmal gefaßten unvergleichlich großen Entschlusse wankend zu werden, nicht blos seinem Verräther, sondern auch den Kreuzesqualen selbst entgegen.

Ja! überaus mächtig wirkt auf das menschliche Gemüth das Verlangen nach irdischer Unsterblichkeit. Nicht selten verleitete es Menschen sogar zu den größten Fehltritten und Verbrechen. Denn die Geschichte hat uns, selbst in der neuesten Zeit wieder, eine Menge Namen von Verbrechern aufbewahrt, welche, um sich bei der Nachwelt nur einen Namen zu machen, die abscheulichsten Missethaten begingen und auf dem Schaffotte mit dem erheiternden und freudigen Troste ihrer traurigen Berühmtheit starben. So gewiß sich dieses ihr Benehmen nur aus der beklagenswerthesten Verirrung des menschlichen Geistes erklären läßt, so beweist es doch sonnenklar, daß der Sterbliche in der Erhaltung seines Namens und Gedächtnisses nach dem Abschiede von dieser Erde einen mächtigen Trost und Ersatz für sein Scheiden von

derselben nnd für die Aufopferung dessen, was sie Schätzens- und Liebenswerthes in sich trägt, zu finden pflegt.

Beruht nun der Grund unser irdischen Fortdauer nach dem Tode auf guten Werken, die wir hier vollbrachten, so müssen diese nothwendig zu einem überaus sanften Ruhekissen unseres absterbenden Hauptes, zu einem wunderkräftigen Balsam werden, welcher den tiefsten und empfindlichsten Schmerz über unsere Trennung von der Erde zu stillen vermag.

Heil! darum allen Denjenigen, welche mit dem erhebenden Bewußtseyn sterben, eine reiche Saat guter Werke auf Erden ausgestreut zu haben. Heil Dir, tüchtiger und menschenfreundlicher Beamteter! der Du das Zeugniß Deiner Untergebenen mit in die Grube nimmst, daß Du ihre Wohlfahrt wesentlich gefördert. Heil Dir, Du Hochgestellter und Mächtiger! der Du bei Deinem Hingange von der Erde Thränen der Liebe und Dankbarkeit dafür an Deinem Sterbelager fließen siehst, daß Du das irdische Geschick von einem großen Theile der Bewohner dieser Erde wesentlich besser, als Deine Vorgänger gestaltet. Heil Dir, Du treuer Vater! der Du, wenn der Tod Dir entgegen tritt, ihm mit dem ermuthigenden Bewußtseyn kommen siehst, daß Du durch Deiner Hände Werk dem Liebsten, was Du auf der Erde hast, Deinen Kindern, ein günstiges Schicksal bereitet. Heil Dir, Du fromme Mutter! die Du Dein Auge mit dem wohlthuenden Bewußtseyn zur ewigen Ruhe schließest, Diejenigen, welche Du geboren hast, auch zu guten, wohlversorgten und glücklichen Menschen erzogen zu haben. Ja, Heil Euch Allen! denn Ihr sterbt nicht ganz; nein! der bessere Theil Eures Wesens lebt auch nach des Leibes Tode noch auf der Erde fort. Wird Eure Stätte auch längst nicht mehr gesun-

den, so stehen doch Eure Werke, so lebt doch Euer Name noch.

Gern werde ich einst in diesem Bewußtseyn den Leib der Erde wieder geben, von welcher er genommen ist. Denn was liegt an dem Leibe? Ist nicht das Werk besser als das Werkzeug? Und was schadet der Untergang des Letzteren, wenn das Erstere vollendet und vor Zerstörung gesichert ist; wenn man seines Anblickes, seines Genusses sich freut, während das abgenutzte, unbrauchbare Werkzeug ein Gegenstand des Ueberdrusses werden würde, dessen man sich gern entledigen möchte. Nein, ich mag mich nicht auf diese Weise überleben und danke Gott dafür, daß er durch den Tod gegen diese Gefahr mich schützt. Ist mein Leib, der für Viele ein Stein des Anstoßes werden könnte, von hinnen, so wird mein Leben erst gebührend geschätzt und mit seinen Werken eingeführt in der Unsterblichkeit ewige Räume.

Schon aus der Gewißheit einer solchen Unsterblichkeit schöpft der edle Mensch, der an Gott und die Natur nicht übertriebene Ansprüche macht, in der Nähe seines Todes reichen Trost. Aber es ist noch eine höhere und vollkommenere vorhanden, auf welche wir nun unsere Aufmerksamkeit richten wollen.

Es ist dieses die Unsterblichkeit der Seele in dem neuen, über den Grenzen des Grabes beginnenden Leben.

Fortdauer in einem künftigen Leben und Vorhandenseyn einer für sich bestehenden Seele als Bedingung derselben.

Die weisesten und besten Menschen aller Jahrhunderte haben stäts an dieselbe geglaubt, sich aber

davon nicht immer die nämlichen Vorstellungen gemacht. Der Gedanke, daß der Mensch nach dem Tode aufhören solle, ein vernünftiges und freies Wesen zu seyn, ist so trostlos, ja, man möchte sagen, so empörend für die Menschheit, daß alle gebildeten Völker die Hoffnung der Fortdauer nach dem Tode zu einem Hauptbestandtheile ihres religiösen Glaubens und ihres Trostes über das Scheiden von der Erde machten; zumal da ihnen die Möglichkeit einer solchen Fortdauer keineswegs als ein unauflösliches Räthsel erschien. Anfangs dachte man sich dieselbe als eine Fortdauer mit dem Körper in ähnlichen Verhältnissen, in welchem wir gegenwärtig leben. Später hoffte man mit einem neuen, subtileren Körper umkleidet zu werden, oder dachte sich die Seele selbst als einen feinen Körper, als eine Art Luftwesen, welches getrennt und unabhängig von dem Körper seine Existens fortsetze, oder in andere Wesen übergehe und sie belebe. An den Glauben an die Fortdauer der Seele reihte sich daher der Glaube an sogenannte Seelenwanderung an. Der reinere und vernunftmäßigere Glaube an die Unsterblichkeit ist erst durch die christliche Religion herrschend geworden. Ihm zufolge lebt blos der edlere Theil des Menschen nach dem Tode fort und wir wandern aus diesem Vorbereitungsleben in ein anderes; an der Schwelle des jetzigen lassen wir die leibliche Hülle zurück und gehen in eine ganz andere Welt, in ganz andere Verhältnisse über.

Indessen hat man die Unsterblichkeit der Seele auch vielfach geleugnet. Das geschah z. B. im vorigen Jahrhunderte von Seiten Französischer Gelehrten, welche sich sogar bis zu der Behauptung verirrten, daß der Mensch gar keine Seele habe, folglich unmöglich fortdauern könne. Auch in Deutschland sind, und zwar in der neuesten Zeit, sogenannte Philosophen aufgetreten, welche man beschuldigt, daß

sie das Daseyn einer für sich bestehenden Seele, eines persönlichen Gottes und die persönliche Fortdauer des Menschen nach dem Tode leugneten, während sie im Gegentheile lehrten, daß die ganze Natur Gott sey und daß der Mensch nach dem Tode in diesen Gott zurückkehre, also, weil dieser ewig sey, zwar auch fortlebe, aber ohne Bewußtseyn; was in der That nicht viel besser wäre, als eine völlige Vernichtung. Denn eine Fortdauer nach dem Tode ohne Bewußtseyn ist in der That so gut als gar keine.

Leider aber hat diese unglückselige Lehre nicht blos unter den Gelehrten, sondern auch unter Ungelehrten ihre Anhänger gefunden und dadurch Viele um ihren schönsten und süßesten Trost im Tode und um den beseligenden Glauben an die darauf bezüglichen herrlichen Lehren des Christenthums gebracht. Manchen ist sie freilich auch willkommen, nämlich Solchen, welche ein ausschweifendes und zügelloses Leben führen und daher Nichts in der Welt mehr wünschen, als der Rechenschaft vor Gottes Richterstuhle überhoben zu seyn, welche, wenn es keine unsterbliche Seele, keinen persönlichen Gott gäb, nothwendig hinwegfallen müßte. Gerade unter solchen Menschen findet jene Lehre vielleicht die meisten Anhänger; der gesunde Menschenverstand und das wahrhaft religiös und sittlich gebildete Gemüth wird sich aber niemals mit derselben befreunden, sie daher auch zum Troste und zum Heile der Welt zu keiner Zeit allgemein herrschend werden lassen. Wollten wir uns jetzt auf eine ausdrückliche Widerlegung derselben einlassen, so würde dieses von dem Zwecke gegenwärtiger Schrift zu weit abführen. Wir wollen uns daher nur mit kürzlicher Angabe der Beweise befassen, welche für die Unsterblichkeit unserer dem göttlichen verwandten Geister vorhanden sind; und thun wir dieses mit einem ernsten und frommen, der Würde

und hohen Bedeutung dieses hochwichtigen Gegenstandes angemessenen Sinne, so werden wir mit der lebendigen Ueberzeugung von unserer einstigen persönlichen Fortdauer über den Grenzen dieses Lebens zugleich auch die beste und fruchtbarste Widerlegung jener trostlosen und wahrhaft gotteslästerlichen Lehre in uns tragen.

Daß der Mensch aus zwei Hauptbestandtheilen, nämlich aus einem sinnlichen und aus einem rein geistigen besteht und also eine Seele hat, setze ich als eine für meine Leser ausgemachte Wahrheit voraus. Weil aber auch hieran von Einzelnen Zweifel erhoben worden sind, so kann ich mir es nicht erlassen, hier auf die wichtigsten Gründe kürzlich aufmerksam zu machen, durch welche die Ueberzeugung von der Wirklichkeit einer in uns befindlichen, selbstständigen Seele begründet wird.

Verfolgen wir den Entwickelungsgang des menschlichen Lebens, so finden wir schon darin eine Bürgschaft dafür. In der frühesten Periode des Daseyns, von dem Augenblicke an, in welchem der Mensch im Leibe der Mutter empfangen wird, geht seine leibliche Bildung unendlich schneller, als die geistige von Statten. Bewußtlos kömmt er auf die Welt, sein Leben scheint in den ersten Tagen nur ein Pflanzenleben zu seyn und das Leben des Säuglings ist offenbar nur ein thierisches Leben. Denn seinem Körper fehlt, die Fortpflanzung des Geschlechts ausgenommen, keine Verrichtung und doch dauert die thierische Bewußtlosigkeit oft bis in das zweite, in einzelnen Fällen sogar bis in das dritte Jahr; und was sich später bis ungefähr in das sechste Jahr etwa Geistiges an ihm offenbart, ist ein vorherrschendes Gefühlsleben ohne Vernunft. Es läßt sich demnach nicht widerlegen, daß die leibliche Entwickelung des Menschen seiner geistigen voraneilt, daß demnach Leib und Seele, jedes für sich,

seinen besondern Entwickelungsgang hat und daß wir also getrost behaupten können: Leib und Seele sind zwei einzelne Wesen mit verschiedener Existenz. In dem Mannesalter, als der vollkommensten Lebenszeit des Menschen, stehen die geistige und die leibliche Ausbildung am vollständigsten in Harmonie, mit dem Beginnen des Greisenalters aber nimmt das Körperleben sichtbar ab, ohne daß ein geistiges Rückschreiten bemerkbar ist. Nein! im Gegentheile gewinnt das Alter gar häufig noch an umfassender geistiger Bildung und Stärke. Ja! es hat nach dem Zeugnisse der Erfahrung Greise gegeben, welche so schwach waren, daß sie sich fast nicht mehr fort zu bewegen vermochten, Greise, deren Leib mit jedem Tage mehr und mehr dahin schwand und nach und nach den Gebrauch fast aller Sinne völlig verlor, und die gleichwohl noch ein so vortreffliches Gedächtniß, eine so lebhafte Einbildungs- und eine so scharfe und richtige Urtheilskraft besaßen, wie wir sie bei sonst leiblich gesunden und gebildeten Menschen in ihren besten Jahren oft vergeblich suchen. Wie daher in der ersten Periode des menschlichen Daseyns sein leiblicher Theil vorzugsweise hervortritt, so zieht sich dieser in der letzten immer mehr und mehr zurück und räumt nun dem geistigen seinen früher behaupteten Vorrang ein. Die Seele löst sich da immer mehr und mehr von der morschen Hülle, ein immer mehr von derselben unabhängiges Leben führend.

Richten wir nun unsere Beobachtung auf einzelne Zustände, in welchen sich der Mensch während seines Lebens befindet, so bieten sich auch hier Beweise für die Existenz einer mit der Natur des Leibes keineswegs zu einem unauflöslichen Ganzen verschmolzenen Seele dar. Ich erinnere zuerst an den Zustand und an die Erscheinungen des Schlafs.

Während desselben befindet sich der Körper in völliger Ruhe, ja, er pflegt wie todt dazuliegen und gleichwohl dauert das Seelenleben ununterbrochen fort. Der Träumende erhebt sich in glühender Phantasie oft über alles Irdische empor, es steigen Gedanken in ihm auf, über deren Trefflichkeit er, wenn sie ihm im Gedächtnisse bleiben, selbst erstaunen muß. Mir selbst kömmt es vor, daß ich im Traume zuweilen Reden halte, wie ich sie mit Anstrengung aller meiner Kräfte im Wachen nimmermehr von gleicher Vorzüglichkeit zu Papiere gebracht haben würde; ja, ich kann mich entsinnen, daß ich träumend die französische Sprache, die ich nur bis zum Lesen eines mittelmäßig schweren Schriftstellers verstehe und nicht zu sprechen vermag, mit der größten Geläufigkeit geredet habe. Und wie merkwürdig und höchst beachtenswerth sind die Beobachtungen, welche man an sogenannten Nachtwandlern und Mondsüchtigen gemacht hat, welche im Schlafe aufstanden, gleichsam im lebhaftesten Traume umherwandelten und verschiedene Verrichtungen vornahmen, als ob sie wirklich wachten. Es hat Nachtwandler gegeben, welche, ohne ein Auge zu öffnen, des Nachts aufstanden, in ein Wirthshaus gingen, daselbst immer bei vollkommen geschlossenen Augen aßen und tranken, richtig bezahlten, ruhig nach Hause gingen, sich wieder zu Bett legten und am Morgen beim Erwachen von allem Dem nicht das Geringste wußten. Wer zeigte ihnen den Weg ohne das Licht der Augen? Wer trieb den Leib aus seinem Lager? Wer berechnete die Zehrung? Wer zählte das Geld? Gewiß nicht der schlafende Leib, sondern die unabhängig von ihm wachende und thätige Seele.

Nun wollen wir auch noch einige Blicke auf die Geisteskrankheiten werfen, von denen unser Geschlecht zuweilen heimgesucht wird, und auch aus ihrer Beob-

achtung Gewinn für unsere Annahme und Ueberzeugung schöpfen. Wären nämlich Leib und Seele Eins, so müßte in Folge einer Geisteskrankheit zugleich doch immer auch der Körper erkranken. Gibt es hiervon auch einige Beispiele, so sind doch die Fälle, in welchen der Körper von geistigen Krankheiten keinen Nachtheil empfindet, eben so häufig und vielleicht noch häufiger. Man hat Geisteskranke gesehen, deren Körper in der üppigsten Fülle strotzte. Man hat Verrückte, die von keinem Körperleiden heimgesucht und von Frost und Hitze, wären sie auch noch so groß, fast gar nicht angefochten werden. Es fehlt nicht an Blödsinnigen, welche in Bezug auf geistige Fähigkeiten oft unter manchen Thieren stehen und doch körperlich frisch und gesund sind.

Umgekehrt wird die Seele von vielen Körperkrankheiten nicht im Mindesten angegriffen, wie die Erfahrung fast jedes einzelnen Menschen hinlänglich beweist. Die Gicht z. B. quält den von ihr Befallenen mit den empfindlichsten Schmerzen und fesselt ihn lange Zeit hindurch an ein beschwerliches Krankenlager; gleichwohl aber behält der Geist bei aller Schwäche und Hinfälligkeit des Körpers seine volle Kraft und Munterkeit. Man kann dem Körper beide Hände und beide Füße nehmen und bemerkt doch nicht, daß die Seele dadurch irgend Etwas an ihrer Stärke verlör oder irgend eine ihrer Kräfte einbüßte was doch geschehen müßte, wenn sie mit dem Körper so innig zusammen gewachsen wäre, daß beide nur ein einziges Wesen ausmachten.

Wie viele Menschen sterben ferner und behalten bis zum letzten Athemzuge ihr volles Bewußtseyn, wo also der Körper schon völlig zerstört und unbrauchbar ist. Wie Viele liegen ohne alle körperliche Empfindung Tage lang im Scheintode oder Starr-

krampfe und vernehmen dabei doch Alles, was um sie und mit ihnen vorgeht?

Wenn uns schon dieses Alles darauf hinleitet, daß die Seele ein vom Körper unabhängiges Leben führt und mithin ein für sich bestehendes Wesen ist, so wird dieses endlich auch noch durch den höchst wunderbaren Zustand des sogenannten magnetischen Schlafes Allen glaubhaft gemacht, welche nicht aus Zweifelsucht zusammen gesetzt sind. Lange hat man diesen mit seinen auffallenden und geheimnißvollen Zuständen und Erscheinungen für ein Mährchen gehalten, jetzt aber hat man so viele unverwerfliche Zeugnisse dafür, daß kein Gebildeter und Vorurtheilfreier mehr gegründete Zweifel dagegen aufbringen kann. Der Körper lebt nur in der Zeit und kann nur im Raume thätig seyn; die sogenannten Hellsehenden aber erheben sich über beide, über Raum und Zeit. Sie fühlen und sagen aus, was in dem nämlichen Augenblicke oft hundert Meilen weit von ihnen vorgeht, eben so bestimmt, als Dasjenige, was man im Nebenzimmer noch so heimlich vornahm und ihnen auf das Sorgfältigste zu verbergen suchte. In Berlin gab es eine Hellsehende. Eine Freundin derselben zu Paris wurde krank und in dem nämlichen Augenblicke hatte sie Kunde davon. Sie versicherte, daß sie in 8 Tagen von ihrem Bruder in Petersburg einen Brief bekommen werde, den derselbe eben jetzt schreibe, und es traf pünktlich ein. Eben so hat es Menschen in diesem Zustande gegeben, welche Krankheiten, von denen sie später befallen wurden, Monate, ja Jahre lang vorhersagten und zugleich auch die wirksamsten Mittel dagegen verordneten. Andere lasen versiegelte Briefe, von denen Niemand als der Schreiber etwas wußte, bei verschlossenen Augen, indem sie ihnen auf die Brustgegend gehalten wurden; anderer wunderbarer Thatsa-

chen dieser Art nicht zu gedenken. Sind das aber Verrichtungen und Werke des Leibes? Unmöglich! es gibt eine von ihm unterschiedene Seele. Der Körper ist nur das Gebäude, in welchem sie ihre Wohnung hat; nur das Werkzeug, welches ihrer Thätigkeit dient, nicht aber die Seele selbst, nicht Eins und Dasselbe mit ihr.

Nach diesen Bemerkungen wenden wir uns nun zu den Beweisen, welche uns die Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele geben.

Beweise für die Unsterblichkeit der Seele.

Die Seele ist, als ein geistiges, ein einfaches aus keinem mit den Sinnen wahrnehmbaren Stoffe bestehendes Wesen. Daher kann sie auch nicht, wie dieses mit dem Körper geschieht, in Theile aufgelöst werden. Man kann sie demnach nicht vernichten, kann Nichts von ihr hinwegnehmen, sie in keinen andern Stoff verwandeln, keinen anderen Stoff mit ihr verschmelzen. Sie muß also bleiben, wie sie ist. Der Tod hat keine Macht über dieselbe; sie wird daher nach der Zerstörung des Leibes unversehrt fortdauern und ist also unsterblich, ist ein ewiges Wesen. Die Schrift fällt demnach über Geist und Körper ein richtiges Urtheil, wenn sie spricht: „Was irdisch ist, das ist vergänglich, was aber geistig ist, das ist ewig." So gewiß der göttliche Geist unzerstörbar ist, eben so wenig unterliegt auch der menschliche der Vernichtung; denn Geister sind nicht ohne gleiches Wesen zu denken, wenn auch der eine auf der Stufe der Entwickelung und Vollkommenheit

höher steht als der andere. Der Stein ist ein Körper, der Menschenleib auch; welch' eine unendlich größere Vollkommenheit hat nun dieser als jener und doch sind beide der Zerstörung unterworfen. Daher darf uns die geringere Vollkommenheit, welche unser Geist im Vergleiche mit dem göttlichen hat, nicht in dem Glauben irre machen, daß er, wie dieser, endlos fortdauert. Wie alle Körper eine endliche Dauer haben, so ist allen Geistern eine unendliche beschieden. Wie aber unsere Seele fortdauern, an welchem Orte sie leben, in welchen Verhältnissen sie sich nach dem Tode des Leibes befinden werde, darüber vermögen wir auf der Erde keine Gewißheit zu erlangen. Alles, was man darüber gedacht, gelehrt und behauptet hat, sind lauter Vermuthungen. Daß man ehedem glaubte, die Seelen der Verstorbenen wanderten in die Unterwelt, erklären wir selbst für abgeschmackt. Auch lächeln Viele darüber, wenn Einige behaupten, dieselben würden auf diesen oder jenen Stern versetzt. Sollte es vernünftiger seyn, wenn wir einen sogenannten Himmel als künftigen Aufenthaltsort unserer unsterblichen Seelen annähmen? Gehen sie vielleicht in neue, vollkommenere, subtilere Körper nach dem Tode über? Der Apostel Paulus sagt: „Es wird gesäet ein natürlicher Leib und wird auferstehen ein geistiger Leib." Was für einen geistigen Leib er meine, wissen wir nicht; aber es ist derselbe auch nicht undenkbar. Nur so viel müssen wir von der Art unserer Seelenfortdauer nothwendig annehmen, daß sie ein Fortleben mit Selbst-Bewußtseyn seyn wird. Denn eine Fortdauer ohne dieses, wäre für uns keine. Die Theile, aus welchen unser Körper jetzt besteht, waren früher schon vorhanden, in den Thieren, deren Fleisch, in den Pflanzen, deren Früchte, Blätter, Blüthen und Wurzeln, in den Getränken, deren Nahrungsstoff wir in uns aufneh-

men, so wie im Körper unserer Eltern, von denen wir die ersten Keime unserer Entwickelung herleiteten; ja, in unseren Voreltern und in der Erde, aus welcher die Gewächse ihre Bestandtheile zogen, von welchen schon sie sich nährten. Und doch gab es da für uns noch kein Leben. *Nur Bewußtseyn unserer selbst ist Leben* und es gäb daher kein Fortleben der Seele nach dem Tode, wenn wir dasselbe nicht mit Bewußtseyn unserer Selbst genössen.

Die lebendige Sehnsucht nach einem solchen Fortleben, die dem Menschengemüthe gleichsam angeboren ist, wird als ein fernerer Beweis dafür geltend gemacht. Selbst unter den rohesten Völkern der Erde, unter welchen kaum die Spuren von dem Glauben an göttliche Wesen anzutreffen waren, hat man gleichwohl die deutlichsten Spuren des Verlangens nach Unsterblichkeit angetroffen. Roh waren die Vorstellungen von der letzteren allerdings hin und wieder im hohen Grade. Denn häufig dachte man sich das ersehnte künftige Leben gerade so wie das irdische beschaffen; nur daß man in dem ersteren keine Leiden, sondern nur Freuden und liebliche Genüsse anzutreffen hoffte. Aber diese Hoffnungen und Wünsche zeigen doch, daß die Sehnsucht nach Fortdauer über den Grenzen des Grabes im tiefsten Inneren des Menschengemüthes gegründet ist. Und sie pflegt um so lebendiger und inniger in ihm zu werden, je reicher es an wahrer Veredelung ist. Nur der ausgemachteste Bösewicht kann Vernichtung wünschen, während es keine Vorstellung gibt, durch welche sich die tugendhafte Seele mehr erheitert und höher erhoben fühlte, als der Gedanke an die Unsterblichkeit. Der Mensch besitzt also ohne Zweifel den Trieb fortzuleben. Lenken wir nun unsere Aufmerksamkeit auf die Thiere hin, welche Mannichfaltigkeit, welche Summe von Trieben nehmen wir da an den-

selben wahr! Und doch gibt es kein Thier auf Erden, welches irgend einen seiner Triebe nicht befriedigen könnte. Uns selbst beherrschen eine Menge derselben und auch wir sehen sie hier alle befriedigt. Der Trieb nach einem immerwährenden Leben, oder, um es anders auszudrücken, der Trieb nach Unsterblichkeit, ist der einzige, welcher auf Erden keine Befriedigung findet. Gesetzt nun, es wäre ihm alle Befriedigung für immer versagt, so käme der Mensch mit seinen Trieben in den grellsten Widerspruch, er allein, als das vollkommenste Geschöpf, während doch alle Thiere mit den ihnen eigenthümlichen Trieben im vollkommensten Einklange stehen. Das vollkommenste Wesen würde dadurch offenbar zu dem unvollkommensten gemacht. Und ist nicht sein Trieb nach Fortdauer im Tode der heiligste von allen, die ihn erfüllen? Er sehnt sich nach Speise und Trank — die Erde läßt es ihm nicht daran fehlen. Er sehnt sich nach Ruhe und Erquickung, wenn Körper und Geist ermüdet sind, — wo er will, kann er sein Bett aufschlagen. Er sehnt sich, als ein Feind der Einsamkeit, nach einer Gefährtin seines Lebens, — unter den Töchtern der Erde hat er eine reiche Auswahl dazu. Er sehnt sich nach einem immer größeren Kreise der Erkenntniß seiner Seele, — die Welt gibt ihm einen unermeßlichen Raum, einen unermeßlichen Stoff dazu. Er sehnt sich nach Betreibung eines bestimmten Lebensberufes, — ihm ist der Zugang zu Tausenden derselben geöffnet. Er sehnt sich nach Ansehen und Ehre, unzählige Mittel gibt ihm die Erde und das gesellschaftliche Leben an die Hand, sich die Achtung von Millionen zu erwerben. Er sehnt sich nach Eindrücken des Schönen und Erhabenen, — die Natur ist reich an den lieblichsten Schönheiten, reich an den erhabensten Wunderwerken und verlieh ihm selbst die Geschicklichkeit, mit Hilfe

der Malerei, der Musik und der Dichtkunst sich in eine höhere und schönere, als die gegenwärtige Welt zu versetzen. Er empfindet das Verlangen nach dem Umgange mit Freunden, — Tausend gleichgestimmte und gleichgesinnte Seelen kommen ihm auf seiner Wanderschaft über die Erde entgegen und er braucht sie nur zu suchen, um sie die Seinigen zu nennen. Wenn nun der Trieb nach Fortdauer als der edelste, zugleich der einzige wäre, dem alle Befriedigung für immer versagt wäre, so läg darin ein unauflösliches Räthsel. Nein! der Mensch kann mit seinen Trieben unmöglich im Widerspruche stehen. Findet er die niedrigsten und gemeinsten erfüllt, so muß für ihn noch vielmehr eine Befriedigung des höchsten vorhanden seyn. In dieser Welt aber findet sie sich bei keinem Menschen; denn unsern Tagen ist ein Ziel gesetzt. Darum, Fortdauer nach dem Tode! Du bist kein leerer Wahn.

Nun zu einem dritten Beweisgrunde für die Unsterblichkeit unserer Seele. Blicken wir nun um uns her hinaus in die große lebenvolle Natur, so findet jede Art lebendiger Wesen ihre Freuden auf derselben und so auch der Mensch. Ja, es ist nicht zu leugnen, daß für ihn mehr blühen, als für jedes Thier. Auch hierin wollte ihm Gott einen Vorzug vor demselben geben. Und dieser Genuß zahlreicherer Freuden ist bei ihm ganz natürlich. Denn während das Thier nur diejenigen genießt, welche ihm die Natur von selbst bietet und für welche sein einfaches sinnliches Wesen empfänglich ist, gibt es für den Menschen Freuden des Leibes und der Seele und wer sollte es in Abrede stellen können, daß die letzteren nicht blos zahlreicher, sondern auch höherer, edlerer und beseligenderer Art sind, als die erstern. Zudem ist auch der Mensch mit denselben nicht einzig und allein an die freigebige Hand der Natur gewiesen.

Nein, groß und noch größer ist die Summe und Mannichfaltigkeit Derjenigen, welche er sich durch die Kunst zu verschaffen versteht. Neben der Seinigen soll aber auch die Glückseligkeit der Thiere bestehen, welche von der seinigen oft unendlich verschieden ist. Vieles, was diesen Vortheil bringt und Vergnügen verschafft, verursacht ihm Schaden und Schmerz und hierin liegt eine reiche Quelle der Leiden, die neben den Freuden ihm auch beschieden sind. Eine eben so reiche Quelle von Unannehmlichkeiten und Leiden ist aber auch in der Natur unseres eigenen Wesens enthalten, so wie nicht weniger in den Verhältnissen, in welchen wir leben. Die Güter nämlich, welche wir unser Eigenthum nennen, sind höchst zahlreich und ausgedehnt, aber auch dem Wechsel und der Unbeständigkeit im hohen Grade unterworfen und diese Unbeständigkeit und Ungewißheit bringt uns viele Gefahren, bereitet uns oft großes Unheil. Unser so künstlich und so wunderbar bereiteter, aus den zartesten Theilen zusammengesetzter, durch die feinsten Fasern verbundener Körper ist den leichtesten und zahllosesten Verletzungen ausgesetzt, welche uns zuweilen die größten Schmerzen verursachen. Das lebendige Mitgefühl gegen die Schicksale Anderer, welches die Natur in unsere Herzen pflanzt und welches, weil es die Freuden Anderer mit zu empfinden fähig ist, eine Quelle der schönsten Freuden für uns selbst wird, nimmt aber auch Theil an ihren Leiden und verbittert uns auf diese Weise den Frohgenuß unseres Lebens. Die Menschen, mit welchen wir in der gesellschaftlichen Verbindung zusammen kommen, sind nicht alle gut geartet. Wir müssen unter Thoren leben, deren Thun und Treiben uns Aerger und Ueberdruß bereitet. Wir haben Feinde, welche uns auf alle nur mögliche Weise zu schaden und zu kränken suchen. Falsche Freunde werden an uns zu Verräthern. Schnöder

Undank lohnt oft die größten Wohlthaten, welche wir spenden, Verleumdung die wesentlichsten Verdienste, welche sich die Edelsten um die Welt erwerben. Die eigene Familie, welche zu einem Wohnsitze der edelsten und höchsten irdischen Freuden für den Menschen bestimmt ist, wird ihm nicht selten zu einem Aufenthalte der Qual. Auch die Berufsgeschäfte, welche wir treiben, haben ihr Unangenehmes, das sich auf keine Weise vermeiden läßt, und wie große Schläge des Schicksals bereitet die Gewalt der Elemente in Sturm, Erdbeben, Wasserfluthen, Hagelwetter und Feuer dem Menschengeschlechte! Endlich, welch' ein unsägliches Elend ziehen sich die Menschen durch die Verheerungen, so wie durch das grauenvolle Blutvergießen und Morden verabscheuungswürdiger Kriege zu! Es gibt daher kein Erdenleben ohne größere oder geringere Leiden. Aber wir haben in denselben immer auch einen Trost, welcher uns darüber zu beruhigen, eine Hoffnung, die uns darin aufzurichten und zu stärken vermag. Es stärkt und ermuthigt uns die Hoffnung auf bessere Zeiten; denn wie auf Glück Unglück folgt, so folgt im Leben auf das Unglück auch Glück. Haben Diebe unser Eigenthum geraubt, so hoffen wir es wieder zu erlangen, oder durch Fleiß noch einmal zu erwerben. Haben wie durch redliche und strenge Pflichterfüllung in Amt und Beruf uns Feinde gemacht, so tröstet uns die Hoffnung, uns dadurch unter den Edeln und Guten eben so viele oder vielleicht noch eine größere Anzahl Freunde erworben zu haben. Leiden wir in Krankheit heftige Schmerzen, so beruhigt uns nicht blos der Arzt mit der von ihm verordneten Arznei, sondern auch die angenehme Vorstellung von dem Wohlbehagen nach wiedererlangter Gesundheit. Leiden wir unter der Geißel des Kriegs, so läßt uns doch die reizende Hoffnung auf die Segnungen des zu erwartenden Frie-

dens nicht trostlos. Für die besseren Menschen ist in Leiden und Trübsal auch das Beruhigung und Trost, daß sie durch dieselben immer weiser und noch besser werden; und jemehr sie es wahrnehmen, daß sie diesen Gewinn wirklich davon tragen, desto ruhiger ertragen sie auch ihr Unglück. — Womit aber, womit sollen wir uns über den unvermeidlichen Tod trösten, womit uns bei seinem Nahen beruhigen? Für jedes Leiden und Unglück gibt es Trost und Beruhigung! Welche Hoffnung kann uns diese im Tode geben? Wahrlich! keine andere, als die Hoffnung des Fortlebens nach dem Tode. Wäre diese Hoffnung eitel, würde sie nicht durch die Zukunft als gegründet bestätigt, so fehlte uns für das größte und gefürchtetste irdische Uebel ein Gegenstand des Trostes, während er uns doch in den kleinsten, oft nur scheinbaren Uebeln nicht mangelte. Darin aber läg ein nicht zu lösender Widerspruch. Wir gelangen also auch durch diese Betrachtung zu der glaubensvollen Zuversicht daß die Fortdauer nach dem Tode, womit wir uns in demselben trösten, für uns noch wirklich Statt finden wird.

Noch ein Beweis für diese Fortdauer. Unter allen Geschöpfen der Erde hat ohnstreitig der Mensch die herrlichsten Anlagen und Kräfte. Von Denjenigen, welche sein Körper besitzt, kann hier nicht die Rede seyn; denn in Bezug auf viele derselben wird er durch einzelne Thiere übertroffen. Der Luchs sieht schärfer, der Hund riecht feiner, das Pferd läuft schneller, der Esel trägt schwerer, der Sperling bewegt sich behender, der Stier hat mehr Leibeskraft als der Mensch und so sind in Bezug auf leibliche Eigenschaften viele Thiere vor dem Menschen bevorzugt. Die unaussprechlichen Geistes-Anlagen und Fähigkeiten aber, deren er sich freut, erheben ihn hoch, ja unendlich hoch, über alle Geschöpfe. Einige

Thiere scheinen deren allerdings auch einzelne in gewissem Grade zu haben, wie z. B. Gedächtniß und eine Art von Verstand, wie der Elephant; was aber ist dieses gegen Dasjenige, was der Mensch hiervon sein Eigenthum nennt? Aber wenig Menschen finden sich, welche die hohe Ausbildung erreichen, zu welcher sie von ihren Anlagen und Kräften befähigt werden. Einzelne gibt es wohl, deren Geistesbildung uns wahrhaft in Erstaunen setzt, wenn wir daran denken, was sie aus dem hinfälligen, thierischen und unschönen Kindeskörper geworden sind, mit welchem sie zur Welt geboren wurden. Das muß uns um so mehr auffallen, je größer die Anzahl Derjenigen ist, welche ihnen keineswegs nahe kommen und oft auf einer so niedrigen Stufe der Geistesbildung sich befinden, daß ihre höheren Anlagen und Kräfte kaum an ihnen sichtbar werden. Es liegt dieses keineswegs in einer offenbaren Verschiedenheit der menschlichen Seelen, sondern vielmehr in Mangel an Erziehung und Unterricht, so wie in fehlender Gelegenheit zu Beobachtung des Menschen und seines Thuns und Treibens. Denn sonst würden aus den Kindern der niedrigsten Stände in Europa, welche auch in diesem gebildetsten Erdtheile gegen Andere auf traurige Weise zurück sind, niemals so ausgezeichnete Männer hervorgegangen seyn, wie aus denselben unter günstigen Umständen wirklich schon gebildet worden sind. In Asien, Afrika und Amerika ist der größte Theil der Menschen im Allgemeinen weit roher und ungebildeter, als dieses in unserem Erdtheile der Fall ist und von den sogenannten Wilden müssen wir bekennen, daß sich Viele derselben fast nur durch ihre Gestalt von den Thieren unterscheiden, ja, in Bezug auf dieselbe nicht einmal sehr von allen, weil sie darin auf den ersten Anblick wenigstens den Affen nicht unähnlich sind. Gleichwohl aber lehrt die Erfahrung, die

man an Denjenigen machte, welche man als Kinder in Erziehung und Unterricht nahm, daß es ihnen an den gewöhnlichen menschlichen Fähigkeiten keineswegs gebricht. Unsere Vorfahren befanden sich auch einmal im Stande der Wildheit und auf welcher Stufe der Bildung stehen wir jetzt? Vielleicht die meisten Menschen sterben als Kinder, also früher, ehe sie nach dem natürlichen Entwickelungsgange des Geistes zu der Ausbildung des Letzteren befähigt und berufen sind. Gewiß aber empfingen wir die unserem geistigen Wesen inwohnenden Kräfte und Fähigkeiten nicht blos, um sie auszubilden. Diese Ausbildung wäre eine todte Masse Goldes in der Hand eines Wilden. Nein, wir sollen von dieser Ausbildung auch eine für das Wohl der Welt ersprießliche Anwendung machen, wie von jeder uns verliehenen Körperkraft. Aber leider müssen wir hinsichtlich der Anwendung der ausgebildeten geistigen Menschenkräfte beinahe die nämlichen Klagen führen, wie in Bezug auf die Entwickelung derselben. Eine wahrhaft glückliche und erfolgreiche Anwendung unserer Geisteskräfte wäre dann am vollständigsten verbürgt, wenn Jeder unter uns genau in dem Berufskreise lebte, welcher sich für die eigenthümliche Richtung und Ausbildung seines Geistes am meisten schickte. Vielleicht aber arbeiten die meisten Menschen in Berufsarten in welche sie weniger als in andere passen. Aus Gewohnheit wird der Sohn, was der Vater war. Nach der verkehrten Gewohnheit der Welt wird vielen Menschen durch die Geburt schon in der Wiege ihr Platz auf der Erde angewiesen und Viele werden durch ein unvermuthetes Zusammentreffen von Umständen in besondere Verhältnisse gleichsam hinein genöthigt. Von diesen wird die bei weitem größere Anzahl entweder ganz unbrauchbar oder nützt doch weit weniger, als sie sollte und in anderen Verhältnissen wirklich genützt

haben würde. Mancher ungeschickte Handwerker würde ein weit tüchtigerer Gelehrter, Mancher, der sich den Wissenschaften mit wenigem Glücke widmete, ein ausgezeichneter Künstler geworden seyn. Selbst solche Menschen, welche gerade den Stand und Lebensberuf wählten, zu welchem sie das meiste Geschick besitzen, die also recht segensreich in denselben zu wirken befähigt sind und den besten Willen und redlichsten Eifer dazu haben, sind nicht immer im Stande, alle ihre Kräfte in Anwendung zu bringen. Denn bald werden sie des Ruhmes wegen, den sie sich erwerben, beneidet und deswegen an der vollen Wirksamkeit in ihrem Berufe gehindert; bald werden ihre Verdienste von befangenen und blödsinnigen Obern verkannt und sie selbst dadurch bei vorkommenden Beförderungen den Unwürdigsten nachgesetzt, dadurch aber muthlos und verdrossen gemacht. Nicht Wenige ereilt in der Ausübung der glücklichsten Berufsarbeit eine Krankheit, welche sie nöthigt, entweder weniger zu arbeiten als sonst, oder die Fortsetzung ihres Geschäfts ganz aufzugeben. Viele ruft auch mitten in ihrer heilbringendsten Thätigkeit der Tod ab; ja der Erfahrung zufolge sterben die ausgezeichnetsten Menschen, von welchen die Welt noch große Leistungen zu erwarten berechtigt war, in der Blüthe ihrer Jahre, oder doch lange vor Erreichung des Lebenszieles, bis zu welchem sie nach dem gewöhnlichen Gange der Natur hätten gelangen können.

Wie viele edeln Kräfte der Menschennatur schlafen demnach hier einen immerwährenden Schlaf! Gering, ja sehr gering ist im Verhältniß zu der auf tausend Millionen angenommenen Zahl aller Menschen auf Erden die Zahl Derjenigen, bei welchen sie zu gedeihlicher Entwickelung kommen, und viel geringer noch die Zahl Derjenigen, von welchen sie, obgleich glücklich entwickelt, dazu, wozu sie dienen sollen, zur

Beförderung der gemeinsamen Wohlfahrt mit gehörigem Erfolge verwendet werden. Welche Summe der edelsten Gaben und Fähigkeiten unseres Geschlechtes geht demnach in dieser Welt verloren! Sehen wir uns nun in der Welt der Erscheinungen in der Absicht um, um zu erforschen, ob in derselben das Eine oder das Andere vielleicht in gleicher Weise ungenutzt untergehe? so läßt sich das in der That auch vom Unbedeutendsten und Geringsten nicht sagen. Denn selbst das Gewächs, welches nicht zur Reife kömmt, ist nicht verloren. Es dient den Thieren zur Nahrung oder düngt die Erde. Den Nutzen letzterer Art bringt auch das Thier, welches, ohne sein Geschlecht fortgepflanzt und ohne das gewöhnliche Ziel seines Lebens erreicht zu haben, dahin stirbt. Alle Geschöpfe entwickeln und gebrauchen nach dem Willen der Natur ihre Kräfte. Ein herrlicher Beweis einer unendlichen in der Schöpfung waltenden Weisheit. Ihre Spuren begegnen allenthalben dem forschenden Auge. In Allem sieht es Zweck, Mittel und Erfolg. Je größer und bedeutungsvoller eine Erscheinung ist, die wir um uns her wahrnehmen, desto größer, bedeutungsvoller, erhabener ist auch der Zweck, welcher durch sie erreicht werden soll und auch wirklich erreicht wird. Die erhabenste Erscheinung in der Welt sind aber ohne Zweifel die hohen Geistes-Anlagen und Gaben des Menschen. Und dennoch entdecken wir oft keinen Zweck, welchen sie erreichen, oder doch nur einen so unbedeutenden, daß seinetwegen vom Schöpfer unmöglich so große Anstalten gemacht worden seyn können. Wenigstens hätte Er, der die höchste Weisheit und Vernunft ist, sich dabei die unvernünftigste und zweckwidrigste Verschwendung gerade der edelsten Mittel zu Schulden kommen lassen. Das aber ist eine reine Unmöglichkeit und es leidet daher durchaus nicht den geringsten gegründeten Widerspruch, daß die

erhabenen Geistes-Anlagen und Kräfte einer höheren, bis über die Grenzen dieses Lebens hinaus reichenden Zweck haben müssen; zumal da es auch noch nicht einen einzigen Menschen auf der Erde gegeben hat, von welchem man mit Grund annehmen könnte, daß er den höchsten Grad geistiger Entwickelung und Thätigkeit erreicht habe, deren der Mensch fähig ist. Und das empfindet und erkennt jeder, nicht verblendete und nicht allzusehr von sich eingenommene Mensch am deutlichsten. Er fühlt am besten, wie Vieles ihm noch an seiner Vollkommenheit fehlt und im Angesichte des Todes wird ihm dieses gerade am aller deutlichsten. Der Weiseste sagt sich: „Ich hätte noch unendlich weiser;" der Beste: „Ich hätte noch unendlich besser;" der größte Wohlthäter der Menschheit: „Ich hätte noch unendlich viel mehr Gutes auf Erden stiften können." Der Gelehrte, welcher heute stirbt, wäre, hätte er nur noch kurze Zeit gelebt, noch gelehrter geworden. Gesetzt, es wäre einem Menschen gelungen, was doch noch niemals vorgekommen ist, in einem Handwerke, in einer Kunst, in einer Wissenschaft, vollkommen zu werden, so hätte er mit seinen Anlagen und Kräften den Zweck seines Daseyns doch noch lange nicht vollkommen erreicht; denn er hat Anlagen und Kräfte, freilich bald in geringerem, bald in höherem Maße, für alle Theile des Wissens und der Kunstfertigkeit. Wollte ein Mensch nur alles Dasjenige gründlich erforschen und erkennen, was sich allein im Reiche der Natur erforschen und erkennen läßt, er würde dazu nicht ein Jahrhundert, nein! ein Jahrtausend und noch längere Zeit brauchen und doch wüßte er dann Vieles noch nicht; wüßte noch Nichts von Gott, noch Nichts von Gesetzen, noch Nichts von Musik, von Dichtkunst, Malerei und vielen anderen Zweigen menschlicher Erkenntniß und Kunst. Wir haben also Anlagen, deren Ausbildung

und Anwendung eine unbegrenzte Fortdauer verlangt. Wie aber läßt sich das mit unserer kurzen Lebensdauer auf Erden zusammen reimen? Er, zur Unsterblichkeit eingerichtet, stirbt viel früher als manche andere Geschöpfe. Raben nämlich und Elephanten hat man von zweihundert Jahren gehabt und manche Bäume, wie die Eiche und wie die Ceder auf dem Libanon, trotzen Jahrtausenden. Ein Umstand, der um so auffallender ist, als manche Thiere alle ihre Kräfte schon vor Ablauf der Mitte ihres Lebens völlig ausgebildet haben. Ein Mißverhältniß zwischen der Lage der Menschen und der Thiere, ein Widerspruch zwischen der Einrichtung unseres Wesens und zwischen Dem, wozu wir es auf der Erde wirklich bringen, welchen wir in der That nur durch die Annahme und durch den Glauben zu lösen vermögen, daß wir dem geistigen Theile unseres Wesens nach unsterblich sind und über den Grenzen des Grabes in Verhältnisse eintreten werden, in welchen wir Gelegenheit und Veranlassung die Fülle haben, alle unsere höhern Anlagen und Kräfte zur vollendetsten Entwikkelung und Anwendung zu bringen. Außerdem befänden wir uns nicht allein mit uns selbst, sondern auch mit der ganzen Natur um uns her im grellsten und unauflöslichsten Widerspruche. Wir machen einmal eine Ausnahme und eine Abweichung von der Einrichtung sinnlicher Wesen aus. Entweder müssen wir diese Ausnahme und Abweichung auf Seiten unserer Dauer, oder auf Seiten des Mißverhältnisses unserer Kräfte suchen. Im ersteren Falle ist jeder Mensch ein Werk der höchsten Weisheit, im letzteren aber ein Werk blinder und überlegungsloser Unvernunft. Weil es nun eben so unvernünftig seyn würde, das Letztere anzunehmen, so sind wir zu dem Glauben an Fortdauer nach dem Tode gleichsam genöthigt.

Wir gehen hierauf zu einem anderen Beweise für unsere Fortdauer nach dem Tode über, welcher für die Menschen, selbst für die sinnlichsten unter ihnen, eine stärkere Beweiskraft hat, als die bisher angeführten. Wir wollen sehen, wohin wir an der Hand desselben gelangen.

Ueberall in der Natur stehen Ursache und Wirkung in richtigem Verhältnisse. Einerlei Ursachen bringen einerlei Wirkungen hervor. Diese Erfahrung macht auch der Mensch an sich selbst, wenn er sein Augenmerk auf sein sinnliches Wesen richtet. Jeder, welcher eine hinlängliche Quantität Speise zu sich nimmt, wird dadurch gesättigt und nicht hungrig. Jeder, welcher um Lohn arbeitet, trägt dadurch einen Gewinn, nicht aber Verlust davon. Wenn Zwei mit einander vom Anfange bis zu Ende die nämliche Straße ziehen, geht der Eine nicht vor- und der Andere nicht rückwärts, kömmt der Eine nicht an diesem und der andere an jenem Ziele an, sondern beide verfolgen einerlei Richtung, beide gelangen zu dem nämlichen Ziele. Wenn demnach bei blos leiblichen Handlungen einerlei Ursachen einerlei Wirkungen haben, so muß dieses nach dem Ausspruche der Vernunft auch von sittlichen Handlungen und zwar um so mehr gelten, je höher der Werth ist, welchen sie vor jenen voraus haben.

Daraus folgt nun, daß gute Handlungen immer gute Folgen, böse Handlungen dagegen stäts böse Folgen haben müssen. Die guten Folgen guter Handlungen nennen wir Lohn, die bösen Folgen böser Handlungen aber heißen Strafe. Ziehen nun einerlei Handlungen immer einerlei Folgen nach sich, so müssen die Tugendhaften stäts glücklich, die Lasterhaften aber stäts unglücklich seyn. Aber dem ist in dieser Welt keineswegs also und es findet zwischen den Handlungen der Menschen und ihrem Schicksale

in unzähligen Fällen nicht blos das größte Mißverhältniß, sondern auch die größte Ungerechtigkeit Statt. Wir wollen uns zwei Menschen von gleicher Tugend vorstellen; der Eine von ihnen ist weit glücklicher als der Andere. Von zwei Lasterhaften, die sich der Ausübung einer und derselben sündlichen Handlungsweise in gleichem Grade hingegeben, ist dieser gewöhnlich unglücklicher als jener. Bestand darin das ganze Mißverhältniß zwischen ihren Thaten und Schicksalen, so würde es in der That nur sehr wenig Auffallendes für uns haben. Aber es stellt sich hier noch ein anderes, gar gewaltiges Mißverhältniß, eine andere, wir möchten sagen himmelschreiende, Ungerechtigkeit heraus. Eine Menge unwürdiger Menschen, welche Alles, was sie besitzen, nicht ihrer Thätigkeit, sondern lediglich ihren Eltern, von denen sie es ererbten, zu verdanken haben, sind die reichsten auf Erden und brauchen sich keinen auf zeitliches Wohlleben abzweckenden Wunsch zu versagen, während Millionen sittlich guter Menschen, welche rastlos ihr Tagewerk treiben und der Welt unendlich viel mehr als jene nützen, nur ein höchst spärliches Auskommen haben und in Zeiten der Theuerung hungern, ja, zum Theil verhungern müssen. Man findet Menschen, welche sich täglich in die niedrigsten Sinnengenüsse bis zur Uebersättigung versenken und dabei nicht blos eine dauerhafte Gesundheit behalten, sondern auch ein hohes Lebensziel erreichen, während Mäßige, welche nicht von Befolgung der weisen Lebensregel weichen: „Prüfe, was Deinem Leibe gesund ist, und was ihm ungesund ist, das gib ihm nicht," die kränklichsten Menschen sind und frühzeitig in das Grab hinabsinken. Wahrheitsliebende, redliche, mit ihren Brüdern es von Herzen wohlmeinende, Menschen sind gar häufig von Freunden verlassen, während sich deren in großer Zahl um Heuchler, Be-

trüger und Unbarmherzige versammeln. Die ungeschicktesten und unwissendsten Männer gelangen, weil sie entweder Glieder vornehmer Familien sind, oder mächtige Gönner haben, oder sich niederträchtiger Mittel bedienen, oft zu hohen Ehrenstellen, während die Geschicktesten, Kenntnißreichsten und Edelsten über Zurücksetzung die gerechtesten Klagen führen und in einem unbedeutenden Amte die Untergebenen solcher Oberen werden, welche zuweilen nicht werth sind, ihnen die Schuhriemen aufzulösen. Wer sein Amt mit strenger Gewissenhaftigkeit verwaltet, bekömmt eine Menge Feinde, während Derjenige das ruhigste Leben führt, der, und sollte es auch nur mit der größten Verletzung von Wahrheit und Pflicht geschehen, Allen recht gibt, wie man zu sagen pflegt, fünfe gerade seyn läßt und vielleicht gar ein ungetreuer Haushalter ist. Der Leichtsinnige und Unbesonnene, der unbekümmert um seine Zukunft in den Tag hinein lebt, hat mit Allem, was er beginnt, oft auffallendes, übergroßes Glück, während dem Bedachtsamen, ungeachtet der genauesten Berechnungen, welche er macht, und der klügsten Anstalten, welche er trifft, Nichts gelingen will. So ist das menschliche Leben noch reich an den verschiedenartigsten Erscheinungen, in welchen ein gewaltiges Mißverhältniß zwischen Ursache und Wirkung, zwischen Verdienst und Belohnung, zwischen Tugend und äußerem Glücke, mithin eine große Ungerechtigkeit des Schicksals gegen uns nicht zu verkennen ist. Tyrannische Fürsten z. B. erlauben sich Alles, selbst die größten Verbrechen und strafen doch ihre Unterthanen für die kleinsten Vergehungen. Werden die Gesetze von Vornehmen und Hochgestellten übertreten, so thut man oft, als ob man es gar nicht bemerke, oder gestattet, wo das nicht angeht, solchen Sündern, sich mit Gelde loszukaufen; für die Vergehungen des Niederen und Ge-

ringen aber hat man stäts ein scharfes Auge und unabwendbare Züchtigungen. Viele führen ein Leben, als ob für sie weder Gesetz, noch Ordnung vorhanden wären; ihnen geht Alles ungestraft dahin; je ärger sie es in der Welt treiben, desto mehr thut diese ihren Lüsten und Begierden willigen Vorschub; je schlechter sie innerlich werden, desto besser gestaltet sich ihr äußeres Schicksal; sie leben im Genusse desselben fröhlich bis an das Ende dahin und erfreuen sich da noch eines sanften und beneidenswerthen Todes, der ihnen weder Körperschmerzen noch Gewissensbisse verursacht. Auf der anderen Seite aber finden wir wieder die tugendhaftesten Menschen, welche wissentlich keins der göttlichen und menschlichen Gesetze übertreten, aber ihr ganzes Leben hindurch mit dem Mangel an den unentbehrlichsten Lebensbedürfnissen zu kämpfen haben; ihr ganzes Leben hindurch ein Gegenstand der Verachtung Uebermüthiger bleiben und kein anderes Ende ihrer unverdienten Leiden vor sich sehen, als den Tod. Gegen eine solche Ungerechtigkeit aber empört sich nicht blos unser Gefühl, sondern auch unsere Vernunft. Jeder Mensch will durchaus Gerechtigkeit haben. Selbst der Bösewicht, der heute die gröbsten Ungerechtigkeiten verübt, verlangt Morgen selbst Recht, wenn ihm Gewalt geschieht. Gerechtigkeit muß es in der sittlichen Welt geben. Sonst wäre sie ein Unding. Finden wir nun dieselbe allerdings hier auf Erden schon, so sind doch die Fälle häufiger, in welchen wir sie vergeblich suchen. Weil sie aber nach den Forderungen der erleuchteten Vernunft und nach dem gesunden, natürlichen Gefühle durchaus Statt finden muß, so muß für uns auch eine Zeit und ein Zustand herbeikommen, in welchen eine solche Gerechtigkeit alle ihre unerläßlichen Pflichten erfüllt. Nun können wir aber diese Zeit und diesen Zustand einzig und allein über

den Grenzen dieses irdischen Lebens suchen. Dort wird der Rechtschaffene für das Gute, was er hier gethan, volle Belohnung, der Bösewicht aber für seine Schandthaten eben so vollständige Bestrafung bekommen. Worin diese Belohnungen und Strafen eigentlich bestehen werden, kann hier nicht untersucht werden und möchte auch, weil uns die erfahrungsmäßige Kenntniß von jenem Leben fehlt, ein vergebliches Beginnen seyn. So viel aber ist wohl gewiß, daß von einer leiblichen Glückseligkeit und von leiblichen Strafen dort, wo wir unseres Leibes ledig sind, nicht die Rede seyn kann. Denken wir nun vollends an die vielen Genossen unseres Geschlechts, denen die bürgerliche Gerechtigkeit, weil auch sie der mannichfaltigsten Täuschung ausgesetzt ist, schnödes Unrecht gethan; an die Vielen, welche als vermeintliche Hexen und Hexenmeister in den Zeiten düsteren Aberglaubens gemordet wurden, an die Millionen endlich, welche, so lange die Welt steht, in blutigen Kriegen schonungslos dahin geschlachtet worden sind: so wird der Glaube an die Fortdauer nach dem Tode durch die eben angestellte Betrachtung in allen reinen und unverdorbenen Gemüthern auf das Festeste begründet. Denn die Gewißheit, daß diese Unglücklichen unschuldig litten und starben, ohne jemals eines Ersatzes dafür sich getrösten zu dürfen, würde alles sittliche Gefühl nicht blos auf das Höchste empören, sondern zuletzt auch sogar völlig vernichten.

Lasset uns hierauf, meine Leser! zu noch einer Betrachtung übergehen, welche ganz dazu geeignet ist, unserem Glauben an die Unsterblichkeit der Seele noch mehr Kraft und Leben zu geben.

Schon mehrere Male sind wir zu dem Bewußtseyn gekommen, daß die Tugend das Ziel unseres Strebens seyn muß. Das sagt uns unsere Vernunft, das macht uns das uns inwohnende Tugendgefühl

bemerklich, das lehrt uns die Stimme der Religion. Das verlangen von uns die gesellschaftlichen Verhältnisse, in welchen wir uns auf Erden befinden. Das häusliche Familienleben kann nicht ohne Tugend seiner Glieder bestehen. Die Wohlfarth der Staaten beruht nur auf der Tugend ihrer Bürger. Denn Tugend ist nichts Anderes, als gewissenhafte Ausübung aller uns obliegenden Pflichten. Wie viele Pflichten aber werden uns durch das Familienleben auferlegt! Der Vater muß durch treue und fleißige Arbeit Kinder und Gattin ernähren, sonst wird er Zerstörer seiner Familie. Die Mutter soll durch Sparsamkeit das Verdiente erhalten und Ordnung im ganzen Hauswesen handhaben, weil es außerdem zu Grunde gehen würde. Beide Gatten würden sich die Hölle auf Erden bereiten und alles Glück ihrer Kinder untergraben, wenn sie denselben keine vernünftige Erziehung durch Unterricht und gutes Beispiel angedeihen ließen. Die Kinder haben ihren Eltern Gehorsam zu leisten und ihnen das Gute, welches sie von denselben erfahren, möglichst zu vergelten. Jedem fühlenden und nicht ganz verdorbenen Menschen muß die Erfüllung dieser und ähnlicher durch das Familienleben gebotenen Pflichten leicht werden; denn er wird dazu durch das Gefühl der Liebe gegen die Seinigen mächtig angetrieben. Die mancherlei Entbehrungen, welche uns das häusliche Leben auferlegt, werden uns dadurch mächtig erleichtert, ja oft zu einem Genusse. In unseren Verhältnissen als Glieder der größeren gesellschaftlichen Verbindung, welche wir Staat nennen, liegt uns gleichsam die Erfüllung einer großen Anzahl, oft sehr schwerer Pflichten ob. Wir müssen ihr bedeutende Opfer bringen, welche uns schwer werden, weil wir natürlich gegen Menschen, welche nicht in der innigen Verbindung mit uns leben und uns nicht so nahe verwandt sind, als unsere

Familienglieder, nicht die nämliche Liebe im Herzen tragen. Im Gegentheile setzt uns die Erfüllung dieser Pflichten gewaltige Schranken entgegen, welche uns hindern, der Stimme unserer Sinnlichkeit zu gehorchen, und uns das Leben so angenehm als nur möglich zu machen. Unsere sinnliche Natur strebt immer nach äußerem Wohlseyn; aber wir opfern die Befriedigung dieses Triebes unseren Pflichten gegen Familie und Staat. Nichts thut unserer sinnlichen Natur wohler, als Ruhe; aber doch müssen wir arbeiten. Unsere sinnliche Natur hascht nach leiblichem Wohlleben, aber doch bändigen wir dieses ihr Verlangen. Sie will nur wohlthuende Eindrücke auf sich gemacht haben und doch gehen wir oft freiwillig den empfindlichsten Schmerzen entgegen. Wenn es sich nun fragt, woher die Verleugnung dieses sinnlichen Triebes komme? so haben wir den Grund davon sicher nicht in den Schranken zu suchen, mit welchen die bürgerlichen Gesetze uns umstellen; denn dann wäre der Staat nichts als eine Zuchtanstalt. Viele, das ist allerdings wahr, lassen sich nur durch äußeren Zwang zu Erfüllung ihrer Pflichten nöthigen. Wäre dieses aber das einzige mit Erfolg zu diesem Ziele führende Mittel, so würde alle Macht und Gewalt der Erde nicht ausreichen, um den mächtigen Trieb nach sinnlichem Wohlleben, worunter auch der Trieb nach ungebundener Freiheit gehört, völlig zu bändigen. So manche Revolution hat dafür den schlagendsten Beweis geführt. Es muß demnach eine höhere Macht auf den Menschen wirken, und diese höhere Macht ist das sittliche Bewußtseyn, welches er in sich trägt; der Gedanke, daß er ein sittliches Wesen ist, welches seiner sittlichen Natur, um nicht in Widerspruch mit sich zu gerathen, gemäß handeln und in dem Bewußtseyn, dieses redlich gethan zu haben, seinen Lohn und seine

Entschädigung für alle daraus entspringenden Nachtheile finden muß; der Gedanke, daß er das Gute thun müsse, weil es gut ist, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob es auch für ihn selbst gut sey oder nicht. Ja, die Liebe zum Guten, welche uns angestammt ist, fordert uns auf, selbst das Leben für die Pflicht zu opfern, wenn wir derselben unter keiner anderen Bedingung genügen können. Daß wir ein solches sittliches Bewußtseyn haben, kann nicht geleugnet werden; denn auch in dem verstocktesten Sünder regen sich noch Spuren davon. Wenigstens wird er die Tugend niemals hassen, wenn er sich auch noch so weit von derselben entfernt, und Diejenigen immer achten müssen, welche sich üben. Und wie viele Namen der edelsten Menschen hat uns die Geschichte aufbewahrt, welche, der Forderung ihres Gewissens gehorchend, der Pflichterfüllung, der Tugend wirklich Alles, selbst das Leben zum Opfer brachten! Wahr ist es zwar, daß das sittliche Bewußtseyn bei Vielen nicht so stark ist, wahr auch, daß das Gewissen an die Meisten keine so hohe Forderung stellt. Aber das sind noch rohe und ungebildete Menschen. Von den wahrhaft Gebildeten, bei welchen Vernunft und Gefühl im rechten Einklange ist, läßt sich allerdings jene Behauptung aufstellen. Und zuverlässig ist es vernünftiger, den Menschen auf dem Standpunkte wahrer geistigen und sittlichen Bildung zu betrachten, als auf einer niedrigen Stufe seiner Entwickelung. Auf dieser ist er nämlich noch ein höchst unvollkommener Mensch. Wenn wir aber den Menschen recht kennen lernen wollen, müssen wir ihn im Zustande möglichst großer Vollkommenheit betrachten. Hier aber finden wir unverkennbar die Forderung des Gewissens, das sinnliche Leben zu meiden und statt dessen alle unsere Handlungen nach einem in dieser Welt nicht vorhandenen Urbilde der Tugend

einzurichten. Das Gewissen würde nun aber eine solche Forderung nicht an uns richten, wenn sich unser Leben mit dem Tode endigte. Denn alsdann wäre eine Aufopferung des letzteren für die Tugend ein wahrer Unsinn; ein nicht zu lösender Widerspruch. Es müßte uns alsdann das Gewissen gebieten, uns das Leben so lange als möglich zu erhalten, um sittlich vollkommen zu werden; ja es würde uns nicht die Tugend, sondern den Lebensgenuß als das höchste Gut darstellen, welches wir uns so lange als möglich erhalten müssen. Eine solche Predigt des Gewissens wird aber von keinem wahrhaft guten und gebildeten Menschen vernommen. Es muß also nach diesem Leben ein neues Leben geben, in welchem wir die Uebung der Tugend, welcher das Leben zu opfern, das Gewissen uns gebietet, fortsetzen und für ein solches Opfer Ersatz finden können. Denn gegen jene Annahme sträubt sich die Vernunft und fühlt sich daher zum Glauben an Unsterblichkeit gezwungen. Ziehen wir dazu noch folgendes in Betrachtung: Wenn der gute Mensch aus bloßem Pflichtgefühle, aus reiner Liebe zur Tugend, das Gute um jeden Preis mit Freuden thut, so wird dieses doch gewiß dann noch viel lieber von ihm geschehen, wenn noch ein Leben nach dem Tode für ihn da ist. Denn dieses gibt ihm eine größere und dauerhaftere innere Glückseligkeit; und die Hoffnung, daß er die Freude über seine guten Handlungen noch länger, ja, ewig genießen wird, muß ihn noch stärker zum Guten antreiben und für dasselbe begeistern. Unsere sittliche Natur gebietet uns aber, jeden Gedanken, welcher uns zu Ausübung der Tugend mit Erfolg zu stärken und zu ermuntern vermag, zu bewahren. Eine solche Stärkung und Ermunterung finden wir aber in dem Glauben an unsere Fortdauer im Tode und dieser Glaube mit seinen Hoffnungen ist uns daher von un-

serem sittlichen Bewußtseyn geboten, welches uns in alle Wahrheit leitet. Wieder eine Verstärkung der Hoffnung auf Seelenunsterblichkeit.

Die Betrachtung der Schöpfung und unseres Verhältnisses zu ihr ist auch ein Weg, welcher uns zum Glauben an Unsterblichkeit führt. Alles, was wir auf der Erde wahrnehmen, hat seinen Zweck; scheinbar bald einen höheren, bald einen niedrigeren. Eine Unzahl Erscheinungen nehmen wir auf der Erde wahr, deren Zwecke wir recht gut kennen. Es gibt aber auch Erscheinungen, die uns an sich selbst dunkel sind und deren Zwecke wir oft noch viel weniger begreifen. Was die Erscheinung des Nordlichts eigentlich ist, hat noch kein Gelehrter ausgemacht und wenn sein einziger Zweck in der Erleuchtung der langen Winternächte in den Nordpolgegenden bestehen sollte, so hätte es die ewige Weisheit doch wohl so einrichten müssen, daß diese Erscheinung in der kalten Zone während der dort herrschenden langen Nachtzeit niemals aufhöre. Und wer hat die Erscheinung der sogenannten Sternschnuppen vollkommen ergründet, wer ihren Zweck? — So sind in der Schöpfung uns die Zwecke von noch gar vielen Erscheinungen verborgen. Das hindert uns aber nicht, mit Bestimmtheit anzunehmen, daß letztere doch welche haben. Unsere Kurzsichtigkeit, unsere, ungeachtet der großen in neuerer Zeit in den Naturwissenschaften gemachten Fortschritte noch immer sehr mangelhafte Einsicht in die geheime Werkstätte der Natur trägt die Schuld dieser Unkenntniß. Und wie Vieles in derselben, was unsere Väter unter die unauflöslichen Räthsel rechneten, liegt jetzt offen vor unsern Augen ausgebreitet. So werden auch unsere Nachkommen an vielen Stellen da klar sehen, wo für uns noch eitel Finsterniß im Reiche der Schöpfung ist. Indessen reicht unser Verstand doch hin, in der Na-

tur eine große, geschlossene Kette von Zwecken wahrzunehmen, welche sich zuletzt alle in einem höchsten Zwecke vereinigen. Lasset uns durch einen aufmerksamen Blick auf die Natur uns diese Kette von Zwekken vor Augen zu bringen suchen. Die Erde scheint der erste und unterste Zweck der Schöpfung zu seyn. Auf ihr kommen unzählige Gewächse hervor, welche den lebendigen Wesen zur Speise dienen und sie dadurch erhalten. Die Erde ist demnach zunächst dazu da, daß sie für die lebendige Schöpfung Speise hervorbringe. Sie ist aber auch dazu da, ihr Wohnung und überhaupt Alles zu verabreichen, was die Bedingung ihres Daseyns und Gedeihens ist. Das Pflanzenreich macht diese Speise größtentheils aus. Wir wissen also, wozu es da ist. So erkennen wir auch den Zweck des Wassers in der Stillung des Durstes und den mannichfaltigsten anderen Dienstleistungen. Der Zweck der Metalle und anderen Mineralien ist uns kein Räthsel. Der Gebrauch, welchen wir von denselben machen und machen sehen, löst dasselbe. Wozu aber sind die Thiere vorhanden? Gewiß zunächst dazu, daß sie sich ihres Daseyns freuen. Jedes Thier ist daher zunächst sein eigener Zweck. Sie alle aber haben, wie wir deutlich erkennen, noch einen höheren, wichtigeren Zweck. Wir erkennen ihn vor Allen darin, daß sie sich wechselseitig zur Speise dienen. Die Fliegen und fast das ganze große Heer der Insekten soll Millionen Vögeln zur Nahrung dienen und dient ihnen wirklich dazu. Unzählige Fische reiben einander selbst auf, weil sie den Zweck haben, sich von einander zu nähren und zu erhalten. Frösche und Schlangen müssen den Storch ernähren, Würmer den Maulwurf. Millionen Thiere finden auf und in dem Körper anderer ihre Wohnung gebaut. Diese kurzen Andeutungen, welche Jeder sich noch in das Unendliche vervielfältigen kann, mögen genügen, um darauf hinzudeuten daß Alles in der Natur seinen Zweck hat. Aber

diese Zwecke müssen doch endlich einmal in einem letzten und höchsten Zwecke aufhören. Es fragt sich nun, welches dieser letzte und höchste Zweck der Schöpfung sey? Wir antworten unbedenklich: „Der Mensch." Er nennt sich ja selbst den Herrn der Schöpfung und sagt damit, daß dieselbe um seinetwillen, zu seinem Nutzen, da sey. Und so ist es auch allerdings. Steine und Metalle, Erden, Wasser, Thiere befördern sein Wohlseyn. Sie nähren seinen Leib, sie erquicken seinen Gaumen, sie verschaffen ihm Geräthe, sie gewähren ihm Wohnung, sie bereiten ihm Freuden, sie machen ihm die Erde zum Paradiese. Daß Einzelnes in der Natur dem Menschen zum Verderben gereicht, darf uns darin nicht irre machen, daß Alles zu seinem Nutzen da ist. Die Gifte tödten uns zwar; allein sie sind auch die wirksamsten Arzneien, welche Tausenden das Leben retten. Tiger und Hyänen töden den Menschen; allein er kann sich vor ihnen hüten und gegen sie schützen. Gebraucht er seine unbesiegbare Waffe, die Vernunft recht, so kann ihm kein Gift, kein Thier Schaden bringen. Man sagt zwar auch, daß die Natur durch Erdbeben und Pest die furchtbarsten Anstalten zur Vertilgung des Menschen treffe und daß er daher nicht der letzte Zweck der Schöpfung seyn könne. Allein das ist nur ein scheinbarer Einwand. Erdbeben und Pest sind keineswegs zur Vertilgung des Menschen in die Reihe der Erscheinungen hineingefügt; sie sind nur Ereignisse, welche aus den allerwohlthätigsten für den Menschen getroffenen Anstalten hervorgehen und nur dann fehlen könnten, wenn jene höchst segensreichen Anstalten auch fehlten. Es würden diese auch für die ganze Menschheit getroffen, während doch nur ein sehr kleiner Theil derselben durch Erdbeben und Pest Schaden leidet. Erdbeben würde es zwar nicht geben, wenn die Erde in ihrem Inneren eine andere

Einrichtung hätte; alsdann würde sie aber weder von Menschen, noch von Thieren bewohnt werden können. Auch würde keine Pest den Menschen tödten, wenn es keine Sonne gäbe. Was wäre aber die Erde, was der Mensch ohne Sonne? Sie könnten gar nicht existiren. Ist nun der Mensch der letzte Zweck der Schöpfung, so kann sein Daseyn mit dem Tode des Leibes auch nicht zu Ende seyn. Wir wissen nämlich, daß der Mensch ein immer vollkommeneres, ein durch Weisheit und Tugend erhabenes Wesen werden soll. Davon haben wir uns überzeugt. Darin ist auch ihm ein Zweck gestellt, den er erreichen soll. Diesen Zweck aber kann er auf Erden nicht erreichen; ihn kann nicht der einzelne Mensch, noch viel weniger die ganze Menschheit erreichen. Dieser Zweck müßte daher wegfallen, wenn mit dem Ende dieses Lebens Alles aus wäre. Welche Ungereimtheit aber wäre das! Alles auf Erden ist des Menschen wegen da und erreicht in dieser seiner Bestimmung seinen Zweck. Alle Dinge, Thiere, Steine, Pflanzen, lauter Dinge mit Zwecken, wären also zum Besten eines zwecklosen Wesens da? Das ist eine reine Unmöglichkeit. Der Zweck, welchen ein Gegenstand erreicht, gibt ihm seinen Werth. Mithin hätte das Sandkorn seinen Werth, der Mensch aber nicht. Und wie könnte das Werthvollere des Werthloseren wegen vorhanden seyn? Lauter Widersprüche und Ungereimtheiten, welche uns nothwendig zu der Annahme zwingen, daß der Mensch unsterblich seyn muß. Denn einen Zweck muß er haben, sonst wäre er das einzige zwecklose Geschöpf. Er muß ihn in vollkommener Weisheit und Tugend erreichen. Diese aber kann er auf der Erde nicht erlangen. Und so muß es für ihn nach dem Tode ein neues Leben geben.

Auf den nämlichen Glauben leitet uns auch die Betrachtung der Weltkörper im Verhältniß zu einan-

der. Sie gehen alle in ihren ewigen Bahnen und bewegen sich nach einer unabänderlichen Ordnung. Sie haben keine Unterlage und doch sinken sie nicht unter den Horizont herab, den sie einmal behaupten. Sie sind mit keinem Bande an den Mittelpunkt befestigt, um welchen sie sich bewegen und fliegen doch nicht in den endlosen Weltraum hinaus, wie der Ball, den man lange, an einem Faden befestigt, sich um die Hand hat herum bewegen lassen, weit aus der beschriebenen Bahn hinausfliegt, wenn der Faden ihn nicht mehr festhält. Das Mittel, welches alle Körper des Weltalls an Ort und Stelle in ihren einmal vorgeschriebenen Bahnen erhält, besteht in zwei wunderbaren Naturkräften. Die eine ist die Anziehungskraft, vermöge deren ein Weltkörper den anderen anzieht und also bewirkt, daß er nicht in den endlosen Himmelsraum hinausfliegen kann. Mit dieser Kraft wirkt die Erde auf den Mond; denn dieser wird durch dieselbe angezogen. In gleicher Weise wird die Erde von der Sonne angezogen; wie denn diese auch alle anderen Planeten anzieht, welche sich um dieselbe bewegen. Diese Kraft aber müßte die Wirkung haben, daß ein Himmelskörper immer näher an den andern käme und am Ende sich auf Denjenigen stürzte, von welchem er angezogen wird, wie die Nadel sich nach dem Magnete zieht, den man ihr entgegen hält, bis sie denselben erreicht hat. Daher würde der Mond zuletzt auf unsere Erde und diese nebst den anderen Planeten am Ende in die Sonne fliegen. Allein das geschieht nicht, weil der Anziehungskraft wieder von einer anderen das Gleichgewicht gehalten wird, welche durch Abstoßung bewirkt, daß ein Himmelskörper immer in einer gemessenen Entfernung von dem anderen bleiben muß. Durch diese Kräfte steht unser ganzes Sonnensystem in Verbindung. Eine noch innigere Verbindung besteht darin, daß sich, wie schon er-

wähnt, ein Weltkörper um den anderen herum bewegt. Wie dieses mit dem Monde um die Erde der Fall ist, so drehen sich ähnliche Monde um andere Planeten und diese alle um ihren Mittelpunkt, die Sonne. Es gibt aber noch zahllose Sonnen, welche zuverlässig eben so, wie die unserige, von ihren Planeten umkreist werden. Ja, gelehrte Himmelsbeobachter haben herausgebracht, daß sich auch sogar unsere Sonne wieder um eine noch größere Sonne dreht. So stehen die Weltkörper, ungeachtet ihrer erstaunenswürdigen Entfernung, doch in der genauesten Verbindung unter einander; in einer Verbindung, welche auch dadurch unterhalten wird, daß sich dieselben wechselseitig erleuchten. Mit Millionen Sternen, welche den nächtlichen Himmel zieren, steht die Erde also durch das Licht derselben schon in Verbindung. Es ist daher gewiß nicht unwahrscheinlich, daß auch unter ihren Bewohnern eine Verbindung Statt findet, von welcher wir jetzt keine Vorstellung haben. Ein vernünftiges Nachdenken und der Schluß von unserer Erde auf die übrigen Himmelskörper zwingen uns nämlich zu dem Glauben, daß auch sie bewohnbare Räume sind. In diesem Leben kommen wir mit ihren Bewohnern aber nicht in Verbindung. Das predigt uns die Erfahrung laut genug. Aber wahrscheinlich ist es, daß wir nach unserem Tode mit ihnen in Verbindung kommen, also unsterblich sind. Und das läßt sich recht wohl denken. Unsere Erde ist noch lange nicht die ganze Welt, sondern ein Körper, der im Vergleich mit derselben vielleicht kaum ein Sandkorn zu nennen ist. Auch ist es ausgemacht, daß einzelne der übrigen Himmelskörper unsere Erde weit, ja unendlich weit, an Größe übertreffen. Sollte es nun nicht vielleicht geschehen können, daß unsere Seelen nach dem Tode auf einem solchen Himmelskörper ihre Heimath mit einem dafür passenden Leibe

bereitet finden? So haben viele gefragt und sich darauf eine bejahende Antwort gegeben. Sie sind der Meinung, daß alle die Millionen, welche jemals auf unserer kleinen Erde gelebt haben und noch auf ihr leben werden, auf größeren Weltkörpern ihre Heimath und ihr Zusammenleben mit gleichartigen Wesen finden. Daß dieses aber auf einem der Planeten geschähe, welche sich, wie unsere Erde, um die Sonne bewegen, ist nicht wohl denkbar. Denn die Vernunft zwingt uns zu der Annahme, daß diese Körper als Planeten einerlei Beschaffenheit mit unserer Erde haben, oder doch gewiß nicht viel von ihr verschieden seyn können, also auch zur Aufnahme vollkommenerer Wesen, welche wir doch nach dem Tode seyn müssen, wenig taugen dürften. Allein es sind ja auch Weltkörper vorhanden, denen wir andere Verhältnisse und andere Bestandtheile zuzuschreiben haben, als unserer Erde. Auf solche könnten unsere Seelen nach dem Tode wohl übergehen. Obgleich uns nun diese Betrachtung allerdings Hoffnung auf Unsterblichkeit macht, so ist doch gewiß, daß sie keine solche Ueberzeugung hervorbringt, wie die eben vorhergehenden. In Verbindung mit diesen öffnet sie aber allerdings eine recht tröstliche Aussicht.

Eine solche steht uns auch offen, wenn wir Folgendes in Erwägung ziehen: Die Erscheinungen in der Natur weisen uns darauf hin, daß sich aus dem Tode neues Leben entwickelt. Wir legen das Saamenkorn in die Erde und es erstirbt, aber sein Tod gebiert ein neues Leben, eine fröhlich gedeihende Pflanze. Jeder Verwandlung der Insekten geht ein Tod voran, aus welchem sie zu einem vollkommeneren Leben erwachen. Welch' ein elendes Geschöpf ist die Raupe! Sie verpuppt sich, liegt lange Zeit regungslos und unter der Hülle des Todes bildet sich ein ganz neu gestaltetes, ganz neu ein-

gerichtetes Wesen, welches sich so weit von der Raupe entfernt hat, daß es einer wesentlich verschiedenen Nahrung bedarf und nicht, wie diese, mühsam an der Erde und ihren Gewächsen in eckelhafter Gestalt herumkriecht, sondern lieblich von Ansehen, mit Leichtigkeit sich in die Lüfte erhebt. Von jeher machte man daher den Schmetterling zum Sinnbilde der Unsterblichkeit. Sein Bild auf den Grabmälern geliebter Entschlafenen hat schon manche trauernde Seele mächtig erheitert und mit erquickender Hoffnung erfüllt. Doch nicht blos das Reich der Insekten liefert so auffallende Verwandlungen; auch das der Amphibien. Indem die Schlange jährlich ihre alte Haut abstreift, geht sie in einem neuen Gewande in ein frischeres Leben über. Welch' ein formloses Geschöpf ist der junge, dem Ei entschlüpfte Frosch! Eine Art Schwanz ausgenommen, hat er keine äußeren Gliedmaßen, aber plötzlich wird aus dem geschwänzten schwarzen Kügelchen das vollkommenere Thier, welches, während es früher nur im Wasser den ihm angemessenen Aufenthalt fand, das Land zu seinem wesentlichen Wohnsitze macht. Der Krebs, um noch ein Beispiel aus dem Reiche der Insekten nachzuholen, verliert alljährlich seinen Magen, an dessen Stelle sich ein neuer bildet, dessen erstes Geschäft die Verdauung des abgestorbenen alten ist; und was sollen wir dazu sagen, daß Scheeren und Füße, deren man ihn beraubt, sich durch neue ersetzen? Eine Erscheinung, die sich an nicht wenigen Amphibien in gleicher Weise wiederholt. Und lenken wir unsere Aufmerksamkeit auf eine besondere, räthselhafte Thierart, welche die Welt erst in neuerer Zeit näher kennen gelernt hat, auf die sogenannten Infusionsthierchen hin, so tritt uns eine noch auffallendere Erscheinung entgegen. Es leben dieselben nur in flüssigen Stoffen und vertrockenen diese, so verlieren jene Thierchen ihr Leben und fallen dem

Tode anheim: Ersetzt man aber das verlorene Element ihres Lebens, versieht man sie mit neuer Flüssigkeit, so erwachen sie auch wieder zu neuem Leben. An solchen und ähnlichen Erscheinungen ist die Thierwelt noch unendlich reich; es möge indessen an Anführung dieser genügen. Nur einer schönen Vorstellung wollen wir uns noch hingeben, einer Vorstellung, welche die Betrachtung der Natur im Großen in uns hervorruft. Wir sehen, daß zahllose Gestirne am Firmamente untergehen und doch wieder zum Vorschein kommen. An jedem Abende verliert sich die Sonne in Nacht und verschwindet vor unseren Augen, aber prächtiger erscheint sie wieder am kommenden Morgen. Im Herbste nehmen wir wahr, wie die ganze Natur um uns her abstirbt. Der Baum verliert seine Blätter und streckt, als ein trauriges Bild des Todes, seine kahlen und dürren Aeste und Zweige in die Lüfte hinaus. Die Blumenpflanze wird ihres Blüthenschmuckes beraubt und ihre kräftigen Stengel fallen dem Verwelken und Verdorren anheim. Fast die Hälfte des Jahres, und hier und dort noch länger, währt dieser Tod der Natur; da gießt des Frühlings wunderthätiger Hauch neues Leben über die erstarrten Fluren aus. Der erstorbene Baum treibt neue Zweige, treibt der Blätter frisches Grün in üppiger Fülle hervor und schmückt sich mit der Blüthen unnachahmlicher Pracht. Das dem Auge unsichtbare Blumengewächs kündigt sich durch die neuen Sprossen, die es aus der Erde herauf sendet, mit einem erneuerten Leben an und diese erneuete Natur wird von tausend, zu neuer Heiterkeit und Frische mit ihr erwachenden Wesen, bis zum Menschen hinauf, mit freudigem Entzücken begrüßt. Und warum das nicht? Ist sie nicht ein reizendes Vorbild der Unsterblichkeit? Ihm und ähnlichen haben die Menschen von jeher gern ihre Augen und Herzen geöffnet

und vorzüglich glücklich fühlten sie sich in einem Glauben, dessen Gegenstand längst in die Reihe der Fabeln verwiesen ist. Die Erdichtung, welche ich meine, ist aber so schön, daß sie hier in der Kürze einen Platz finden möge. Es ist die von dem wunderbaren Vogel Phönix, von dem man erzählt, daß er alle fünfhundert Jahre sich ein Nest von Weihrauch und Myrrhen bereite, sich selbst in diesem verbrenne, in der Asche als Wurm wieder zu leben anfange, nach und nach eine immer vollkommenere Gestalt annehme, endlich wieder zu dem nämlichen alten Vogel Phönix werde, aber verjüngt und prachtvoller sich aus der Asche erhebe und im majestätischen Fluge wieder in die Lüfte emporschwinge. Von dieser Fabel absehend, können wir doch nicht blind gegen die wirklichen Erscheinungen der Natur seyn, die uns so vielfach darauf hinweisen, daß sich aus dem Tode Leben entwickelt. Indem man nun darauf die Folgerung gründet, daß auch bei dem Menschen ein solcher Uebergang Statt finden werde, führt man damit abermals einen Beweis, welcher, wie der vorige, offenbar keine streng beweisende Kraft hat, sondern nur die Möglichkeit erkennen läßt, daß nach dem Tode ein neues Leben für uns beginnen werde.

Hiermit haben wir kürzlich die wichtigsten von denjenigen Beweisen nahmhaft gemacht, durch welche die Vernunft die Unsterblichkeit unserer Seele darzuthun bemüht gewesen ist. Haben wir uns nun auch von dem einen oder dem andern derselben gestehen müssen, daß er keine rechte Ueberzeugung davon in uns zu begründen im Stande war, so werden doch alle Vorurtheilsfreien bekennen müssen, daß alle die angeführten Gründe zusammen genommen allerdings eine große und entschiedene Ueberzeugungskraft haben.

Der Fromme, welcher von dem Geiste wahrer Religion durchdrungen ist, bedarf aber auch zu der Ueberzeugung von der Unsterblichkeit seiner Seele diese Beweise gar nicht. Der Hinblick auf Gott, seinen himmlischen Vater, läßt ihn daran nicht im Geringsten zweifeln. Er allein ist im Stande, ihn gründlich davon zu überzeugen.

Gott ist Schöpfer der Welt und auch des Menschen. Die Anlagen, welche er ihm gab, beweisen unwiderleglich, daß er von uns eine bis in das Unbegrenzte fortgehende geistige Ausbildung verlangt, welche wir erfahrungsmäßig auf der Erde niemals erreichen. Denn so sehr uns auch die ausgezeichnetsten und weisesten Menschen der großen Fortschritte wegen in Bewunderung setzen, welche sie mit ihrer Ausbildung gemacht haben, so ist es doch offenbar, daß noch Keiner derselben an dem Ziele derselben angekommen ist. So sehr wir auch z. B. den großen Geist Napoleons mit seinen Vollkommenheiten bewundern müssen, so können wir es doch nicht bergen, daß er noch weit ausgebildeter hätte seyn können. Und wie viele Menschen erlangen nur eine höchst mittelmäßige Geistesbildung, ja, wie viele bleiben auf der untersten Stufe derselben stehen, weil ihnen in den Verhältnissen, in welchen sie leben, die dazu erforderlichen Mittel abgehen. Gott hat uns aber auch den Trieb nach immer größerer Vervollkommenung eingepflanzt und dadurch noch deutlicher gezeigt, daß sie sein heiliger Wille ist. Wäre nun im Tode Vernichtung unseres ganzen menschlichen Wesens unser Loos, so könnte der größte Theil unseres Geschlechts nicht einmal zu einer leidlichen Ausbildung, kein einziger Mensch aber bis zu derjenigen Stufe der Vervollkommenung emporsteigen, welche wir vermöge unserer Anlagen und Kräfte zu erreichen fähig sind und zu erreichen den Trieb in uns haben. Was sollten

wir aber dann von Gott halten? Erst hätte er auf das Deutlichste die Absicht zu erkennen gegeben, uns möglichst vollkommen haben zu wollen und dann machte er es uns durch den Tod wieder unmöglich. Das aber wäre in der That eine Thorheit, die sich von Gott nicht denken läßt. Dann wäre er nicht Gott. Oder seine Macht hätte ihre Grenzen; es wäre ihm nicht möglich, uns durch eine Fortdauer nach dem Tode das einzige unfehlbare Mittel zu einer gesegneten allseitigen Ausbildung unserer Anlagen und Kräfte zu verschaffen. In diesem Falle besäß er die ihm zugeschriebene Allmacht nicht. Ohne die Eigenschaften der Allmacht und Weisheit ist Gott aber durchaus undenkbar. Gibt es daher keine Unsterblichkeit, so gibt es auch keinen Gott. Da wir nun aber von dem Daseyn desselben auf das Festeste überzeugt sind, so muß die Ueberzeugung von dem Fortleben unserer Seele nach dem Tode des Leibes die nämliche Festigkeit in unseren Gemüthern gewinnen.

Dieselbe Stärke der Ueberzeugung von unserer Fortdauer nach dem Tode gibt uns aber auch die unwiderlegliche Wahrheit, daß Gott ein Gesetz in unsere Brust gepflanzt hat, welches wir das Sittengesetz nennen. Daß wir dasselbe in uns haben, verkündigen uns Gefühl und Bewußtseyn mit der lautesten Stimme. Nothwendig kann es uns aber blos von Gott eingepflanzt seyn, weil wir nicht durch ein blindes Ungefähr entstanden, sondern von Gott geschaffen sind. Dieses Gesetz gebietet uns nun, immer recht und gut zu handeln. Es muß die Ehrwürdigkeit, welche dieses Gesetz an sich schon hat, dadurch noch viel höher in unseren Augen steigen, daß wir dasselbe als ein Gesetz Gottes betrachten. Jemehr wir uns nun aber deßwegen bemühen, seine Vorschriften in die gewissenhafteste Anwendung zu bringen, um so deutlicher wird es uns, daß die vollständige Erfül-

lung desselben für uns eine Sache der Unmöglichkeit ist. Denn unsere sinnliche Natur hat auch ihre Neigungen und Triebe und strebt nach allen denjenigen Dingen, auf welche diese gerichtet sind. Diese aber sind nicht immer gut, sondern oft böse und unsere sinnliche Natur verführt uns oft zum Bösen. Freilich sollte unsere Vernunft Gewalt genug besitzen, uns davor zu hüten; aber sie hat diese Gewalt nicht. Sonst würden wir die besten Menschen nicht auch zuweilen fehlen sehen. Thun sie nämlich auch nichts Unrechtes, wovon sie einsehen, daß es unrecht ist, so fehlen sie doch ohne ihr Wissen und es erhebt sich daher kein Mensch zur sittlichen Vollkommenheit. Das meinte Christus, indem er einst sprach: „Niemand ist gut, denn der einige Gott." Und doch sollen wir gut, sollen wir vollkommen sittlich gute Wesen werden. Da steht uns aber das Grab entgegen. Haben wir durch das redlichste Bemühen und und Streben auf der Bahn des Guten noch so glückliche Fortschritte gemacht, fühlen wir, daß wir es bei einem längeren Leben noch viel weiter bringen würden, so wird allen darauf bezüglichen Bestrebungen durch den Tod ein Ziel gesetzt, über welches wir nicht hinaus können. Das Sittengesetz wäre also, da wir in der Natur die Zweckmäßigkeit eines jeden in ihr waltenden Gesetzes anzuerkennen genöthigt sind, das einzige unzweckmäßige, weil es allein die Absicht nicht zu erreichen im Stande wäre, die es erreichen sollte. Weil dieses aber Gott, dem ewigweisen Gesetzgeber, dem noch dazu die Eigenschaft der Allmacht zukömmt, und bei dem daher kein Ding unmöglich ist, nimmermehr zugetraut werden kann, so kommen wir auf keine andere Weise aus dieser Verwickelung, als durch die Annahme, daß es mit diesem Leben für uns nicht aus ist, sondern daß es für uns noch ein anderes, vollkommeneres Leben geben muß, in wel-

chem wir dem uns eingepflanzten Sittengesetze eben so gut Genüge leisten können, wie wir hier die Naturgesetze überall auf das Genaueste befolgt sehen. So gewiß also der allweise Gott uns das Sittengesetz gegeben hat, so gewiß der Mensch also es auch halten soll, weil das Daseyn desselben sonst Ueberfluß und Thorheit wäre, so gewiß es aber der Mensch in seinen irdischen Verhältnissen gleichwohl nicht halten kann, eben so gewiß muß der Mensch auch nach dem Tode noch fortdauern, weil er ja sonst niemals ihm gemäß leben könnte.

Aber, so fahren wir in Erwägung der von Gott hergenommenen Gründe für die Unsterblichkeit unserer Seele fort, Gott hat das Menschengeschlecht nicht blos dazu geschaffen, daß es eine vollkommene Weisheit und Tugend erlange, sondern auch dazu, daß es zu einer ebenso vollkommenen Glückseligkeit gelange. Das fühlen wir klar. Denn der Trieb nach Glückseligkeit schlummert auch in keinem einzigen an Leib und Seele gesunden Menschen und ohne Liebe ist Gott nicht denkbar. Darum muß er uns auch zu möglichst großer Glückseligkeit geschaffen haben. Dazu erhielten auch die Thiere ihr Daseyn und wir nehmen wahr, daß sie die ihnen bestimmte Glückseligkeit in einem so hohen Grade genießen, dessen sie immerhin fähig sind. Werden auch einzelne derselben in Gefangenschaft und im menschlichen Dienste gequält, treffen auch sie Plagen von Krankheiten, so beweist dieser Satz nichts dagegen. Denn das Thier weiß Nichts von dem Glücke, welches es erreichen soll und kann sich daher auch nicht unglücklich fühlen, wenn es dasselbe nicht genießt. Anders, ganz anders verhält es sich dagegen mit dem Menschen. Er vergißt es niemals, daß er zu möglichst hoher Glückseligkeit bestimmt ist. Doch ach! wo ist diese für ihn? Auf Erden nicht; denn es gibt hier keinen vollkommen

glücklichen Menschen. Selbst Diejenigen, welche wir noch so glücklich preisen, sind doch nicht von allen Unannehmlichkeiten und Leiden frei; sie fühlen deutlich, daß sie noch glücklicher seyn könnten und sehnen sich, es zu werden. Doch wir wollen nicht blos von einzelnen Menschen; nein, von dem ganzen Menschengeschlechte vielmehr reden. Was aber finden wir da? Halbe Welttheile sind fast noch im Stande thierischer Rohheit, ungebildet an Geist und Herzen. Nur in Europa und im nördlichen Amerika finden sich aufgeklärte, nach Sittlichkeit strebende Völker; wie groß aber ist doch auch die Anzahl derjenigen ihrer Glieder, die an geistiger und sittlicher Wohlfahrt unendlich weit gegen ihre gebildeteren Mitbürger zurückstehen. Wir beklagen das traurige Schicksal der vielen Tausende von unglücklichen Negern, welche durch erbarmungslose und mörderische Räuber von den Herzen ihrer Lieben gewaltsam losgerissen und aus dem ihnen theueren Vaterlande als Sclaven in einen fernen Welttheil geschleppt werden, um dort ein elendes und erbärmliches Leben unter der Zuchtpeitsche gefühl- und gewissenloser Herrn zu fristen. Ist nicht auch im glücklichsten Lande gar oft ein Mensch der Teufel des anderen, indem er ihn um das Glück betrügt, welches er genießen könnte? Und was sollen wir von den Kriegen sagen, die Länder und Völker verheeren? O! es gab noch keine Zeit, in welcher ein allgemeiner Friede auf Erden geherrscht hätte. Eine reiche Quelle des Unglücks für die Menschen sind auch schlechte Fürsten und schlechte Räthe derselben und es gab noch kein Volk, welches deren lauter gute gehabt hätte. Wo sie die menschlichen Herzen und menschlichen Rechte nicht kränken, da schütten die Elemente das Füllhorn ihres Zornes über die Erde aus; da gibt es Theuerung und Mißwachs; da schmettert der Hagel gesegnete Saaten zu Boden;

da nehmen gewaltige Wasserfluthen den fruchtbaren Boden und selbst die Wohnungen nebst der beweglichen Habe der Menschen mit sich fort; da richten Erdbeben ihre furchtbaren Verwüstungen an; da breiten mörderische Seuchen ihr riesenhaftes Leichentuch aus. Wo in der Menschenwelt ist daher wahres, dauerndes Glück zu finden? Nirgends! und es wird auf ihr niemals zu finden seyn, weil es ohne eine vollkommene Weisheit und Tugend der Menschen, die, wie wir uns schon bei anderer Gelegenheit überzeugt haben, unter der Sonne nicht möglich sind, nicht verwirklicht werden kann, und weil zu diesem Zwecke der Erdkörper selbst, auf welchem wir leben, eine ganz andere Einrichtung haben müßte. Weil es nun immer böse Menschen auf der Erde geben wird, so werden sie auch niemals aufhören, ihren Mitbrüdern Schaden zuzufügen und Leiden zu verursachen. So lange nicht ein ununterbrochener Friede herrschend wird, so lange wird die Welt vergeblich auf beseligende Ruhe haben. So lange nicht immer nur die Weisesten und Edelsten, also die Würdigsten, auf den Thronen und zur Rechten derselben sitzen, so lange wird unser Geschlecht nicht einmal die unveräußerlichsten Menschenrechte sein sicheres Eigenthum nennen können. So lange das Meer noch seine entsetzlichen Stürme entfesselt, so lange die Wogen der Ströme noch aus ihren Ufern treten, so lange Gewitterwolken noch Blitz und Hagel auf uns hernieder senden, so lange die Witterung noch verheerende Seuchen erzeugt, so lange das innere Feuer der Erde, um sich Luft zu machen, noch die Oberfläche der Erde erschüttert und zerreißt, so lange können ihre Bewohner kein vollkommenes Glück genießen. Werden und können nun diese Uebel, wie schon gesagt, niemals aufhören, so kann auch für das Menschengeschlecht nimmermehr eine Zeit vollkommener Glückseligkeit auf

der Erde erscheinen. Und doch hat uns Gott zu derselben geschaffen. Wäre demnach mit dem Tode des Leibes unser Leben aus, so hätte Gott uns zu einem Pfuschwerke gemacht, so hätte er uns mit den Verheißungen, die er durch die Anlage unserer Natur uns gethan, betrogen, so wäre sein guter Wille zur Beförderung unseres Glückes größer, als seine Macht und Weisheit; oder er hätte später einen anderen Plan mit der Menschheit gemacht, als er bei Schöpfung des Menschen entworfen; oder er wäre ein liebloses, ja, sogar boshaftes Wesen, welches uns Glückseligkeit verheißen hätte, um uns durch eine immerwährende Versagung ihres Vollgenusses nur desto elender zu machen. Eins oder das Andere davon nur für möglich zu halten, wäre aber eine unverzeihliche Gotteslästerung und ein Verrath an der seine herrlichen, ewig unveränderlichen Eigenschaften erkennenden Vernunft. Es kann also gar nicht anders seyn, als daß wir nach dem Tode in ein neues Leben übergehen, in welchem wir eine vollkommene und ungestörte Glückseligkeit genießen werden.

Eine Ueberzeugung, welche wir überhaupt auch aus der Vollkommenheit Gottes schöpfen können. Als ein vollkommenes Wesen nämlich kann er in der Welt keine Vernichtung zulassen; denn dann wäre sie keine vollkommene Welt und es müßte eine bessere geben können. Das läßt sich aber nicht denken, weil Alles, was ein vollkommenes Wesen thut, auch vollkommen seyn muß. Hat Gott daher nothwendig eine vollkommene Welt geschaffen, so darf es auf derselben auch gar keine Vernichtung geben. Und so ist es auch wirklich; es gibt auf ihr auch keine Vernichtung. Vernichtung ist wohl zu unterscheiden von Zerstörung. Zerstört werden alle Körper dadurch, daß ihr Wesen entweder in seine einzelnen Bestandtheile aufgelöst oder durch irgend eine äußere Gewalt

zertrümmert und aus dem Zusammenhange seiner Theile gebracht wird. In beiden Fällen aber bleibt immer Etwas übrig. Nicht so wäre es mit der Vernichtung, welche, wie schon ihr Name zeigt, Nichts von einem Körper übrig lassen dürfte. In der ganzen Natur ist sie nirgends anzutreffen; denn wenn man einen Körper auch zu den feinsten Theilchen zerrieb, so würde doch immer Staub von ihm übrig bleiben, oder, richtiger gesagt, man würde ihn in Staub verwandeln. Das kann man z. B. mit einem Steine thun, wie auf den Kunststraßen durch das Fahren der Wagen täglich geschieht. Der Stein wird zu Staub zerrieben und wenn dieser von dem Winde noch so weit hinweggeführt und nach allen Seiten hin zerstreut wird, so ist der Stein doch keineswegs vernichtet; denn der Staub setzt sich am Ende auf die Erde nieder, vermischt sich mit derselben und gibt dem Pflanzenreiche Nahrung. Eben so wenig werden die Körper der Thiere vernichtet. Denn genießen wir ihr Fleisch, so verwandeln sie sich in Nahrung für uns; sterben und verwesen sie, so werden sie Erde. So auch unser Körper. Er fällt zwar im Tode der Zerstörung anheim, aber Vernichtung trifft ihn nicht. Und noch durch eine Menge von Beispielen ließe es sich erweisen, daß in der sichtbaren Schöpfung durchaus keine Vernichtung Statt findet. Hätte nun Gott dieses Loos gerade unserer Seele beschieden, so hätte er für das geringere Leibliche besser gesorgt, als für das höhere und werthvollere Geistige; was ganz ungereimt und der größte Verstoß gegen seine sonst überall so sichtbare Weisheit und sein unverkennbares Bestreben wäre, Alles zu erhalten und alle Räume der Schöpfung anzufüllen. Denn daß Gott die Seele erhalten könne, geht klar aus seiner Allmacht hervor. Die göttliche Vollkommenheit leistet uns daher Bürgschaft dafür,

daß sie keiner Vernichtung anheim fällt. Aber auch zerstört kann die Seele nicht werden, nicht in einen anderen Zustand übergehen. Denn nur mit Körpern kann dieses geschehen, weil sie aus Theilen zusammen gesetzt sind. Die Seele aber ist ein untheilbares Wesen und somit auch der Zerstörung nicht unterworfen. Mithin wird sie nach dem Tode des Leibes eine Fortdauer ihres unveränderlichen Wesens haben müssen. Ja! unser Gott ist ein ewiger Feind der Vernichtung. Wir erkennen ihn als rastlosen Erschaffer, als eifrigen Erhalter, der nichts in der Natur völlig untergehen läßt, und als unermüdenden Hervorbringer neuen Lebens aus den Trümmern eines früher dagewesenen. Wie und womit könnten sich daher Diejenigen entschuldigen, welche auch nur im Geringsten daran zweifeln wollten, daß Gott, dieser überall und in Allem wirksame und schöpferische Gott, ein ewiger Gegner des Nichts, ein erklärter Feind der Vernichtung sey? Wäre er dieses nicht, so wäre der Glaube an ihn ein unvernünftiger Glaube, weil er dann weder ein allweises, noch allgütiges, noch allheiliges Wesen, mit Einem Worte, kein Gott seyn könnte. Wie mächtig wirken daher würdige Vorstellungen von Gott zur Begründung eines festen und vernünftigen Glaubens an Unsterblichkeit mit!

Und mit diesem Gott stehen wir in der innigsten geistigen Verwandtschaft. Der bessere Theil unseres Wesens ist nämlich sittlicher und geistiger, also auch göttlicher Natur, weil alles Geistige und Sittliche zufolge der herrlichsten Lehren, welche uns die Religion gibt, eine göttliche Abstammung hat. „Wir sind göttlichen Geschlechts!" konnte daher jener große Apostel mit voller Wahrheit sagen. Denken wir uns diesen großen Gedanken recht lebhaft, stellen wir uns vor, daß Gott der Vater unserer Geister, Jeder von uns also ein Göttlicher ist, so

haben wir daran einen Gedanken, den wir nicht ganz zu fassen vermögen und der uns mit den erhabendsten Empfindungen durchdringt. Welche Freude des Herzens entspringt aus diesem Gedanken, welche Achtung vor unserem eigenen Wesen, welch' eine dringende Nothwendigkeit aber auch, ein göttliches Leben zu führen. Die kühnsten Hoffnungen füllen bei diesem Gedanken unsere Seelen, von ihm durch und durch erfüllt, blicken wir auf die Erde und Alles, was sie in sich hält, mit Verachtung hin; durch diesen Gedanken gestärkt und geheiligt, achten wir selbst den Tod für gering. Denn unsere bessere, unsere geistige Natur kann in ihm nicht mit untergehen. Das Irdische, das Körperliche fällt der Verwesung anheim, der Geist aber nicht. Er ist göttlichen Geschlechts. Er kann und wird also nimmermehr vergehen, wie Gott nimmermehr untergehen kann und wird. Sollte es für unseren Geist, für unsere vernünftige Seele einen Untergang geben, so müßte er auch selbst dem Untergange anheim fallen. Nur seine Vernichtung könnte die unserige nach sich ziehen. Aber er ist ein ewiger Gott. Ewig wird also auch unser Geist mit ihm leben.

Der Glaube an Gott drückt daher allen Gründen, welche unsere Vernunft für den Glauben an Fortdauer nach dem Tode aufstellte, gleichsam das Siegel auf. Was die Vernunft in Bezug darauf nur wahrscheinlich zu machen vermochte, erhebt der Glaube an Gott zur innigen Ueberzeugung, zur zuversichtlichsten Hoffnung. An der Hand der Religion blicken wir über den Grenzen des Grabes mit Entzücken und dem erhabendsten Hochgefühle unseres menschlichen Werthes in ein neues, ja in unser wahres Vaterland, in welchem kein Grab mehr ist und kein Tod.

Doch wir sind nicht blos vernünftige, nicht blos einer sogenannten Vernunftreligion huldigende Wesen, sondern auch Christen, und es ist daher billig, daß wir unser Ohr auch denjenigen Belehrungen über Fortdauer und Unsterblichkeit öffenen, welche wir dem Anfänger und Vollender unseres Glaubens und nächst ihm auch den ehrwürdigen, von seinem Geiste durchdrungenen Aposteln zu verdanken haben. Und wohl uns, wenn wir uns dazu mit einem recht frommen, heiligen Sinne anschicken; denn dann wird uns vor Tod und Verwesung des Leibes in keiner Weise mehr ernstlich bange seyn.

Das Christenthum ging aus dem Judenthume hervor, wie uns Allen sattsam bekannt ist. Auf dem Grunde, welchen dieses gelegt hatte, bauete es fort, und wollen wir uns daher recht deutlich machen, worin seine Lehren bestehen, so müssen wir nicht blos in den Schriften des neuen Testaments uns Raths erholen, sondern auch das alte, oder die heiligen Bücher der Juden, dabei zu Hilfe nehmen. Das dürfen wir auch bei unserer jetzigen Absicht nicht unterlassen. Wir wollen vielmehr vor allen Dingen sehen, ob und welche Lehren über Unsterblichkeit die heiligen Bücher der Israeliten enthalten.

In den ältesten Zeiten hatte das jüdische Volk noch keine Vorstellung von einem ewigen Leben. Nicht einmal im Buche Hiob, in welchem von diesem Glauben zum Troste des schwer geprüften Mannes doch sicher Gebrauch gemacht worden seyn würde, finden wir davon geredet. Erst nach der Babylonischen Gefangenschaft fing der Glaube an die Unsterblichkeit an, unter den Juden heimisch zu werden; aber nicht alle, nur ein Theil derselben, hatte diesen tröstlichen Glauben; jedoch noch nicht in seiner vollen Reinheit. Ihre Vorstellungen waren meist sehr sinnlicher Art und mehr auf die Auferstehung des Leibes

als auf die von dem letzteren unabhängige Fortdauer der Seele gerichtet. Dieses gilt z. B. von den Pharisäern, von welchen indessen allerdings Einige würdige Vorstellungen von der Unsterblichkeit hatten. Aber es finden sich dieselben in denjenigen heiligen Schriften der Juden, welche wir canonische nennen und welche bei ihnen das größte Ansehen hatten, nirgends deutlich ausgesprochen. Nur einige der viel später verfaßten, sogenannten apokryphischen, Bücher drücken sich darüber bestimmter und entschiedener aus, wie z. B. das Buch der Weisheit. Offenbar ist es, daß die Lehre von der Unsterblichkeit keineswegs zur mosaischen Religion gehörte und daß die Juden erst während ihrer Verbannung durch die Perser mit derselben in Bekanntschaft kamen, bei welchen der Glaube an Unsterblichkeit und Auferstehung schon völlig ausgebildet war.

Jesus und seine Apostel gaben sich nirgends Mühe, die Fortdauer der Seele mit Gründen zu beweisen. Sie setzen die Unsterblichkeit derselben vielmehr als ausgemacht und fest begründet voraus und knüpfen an die Ueberzeugung davon andere wichtige Lehren an, wie z. B. die Lehre von der Vergeltung und vom Wiedersehen. Matth. 10, 28., wo es heißt: „Fürchtet Euch nicht vor Denen, die den Leib tödten und die Seele nicht mögen tödten, fürchtet Euch aber vielmehr vor Dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle," ist es deutlich gesagt, daß der Mensch, der einen Anderen seines Geschlechts umbringe, doch das Leben der Seele nicht vertilgen könne. Und eben dieses wird und kann auch Gott nicht thun; denn wenn Christus im zweiten Theile der angeführten Stelle von ihm sagt, daß er die Seele in die Hölle verderben könne, so meint er damit blos die Macht Gottes, dieselbe nach dem Tode

des Leibes in einen unseligen Zustand zu versetzen, während er keineswegs lehren will, daß Gott die Seele vollkommen der Vernichtung preis geben werde. Es kann hier keineswegs meine Absicht seyn, alle Stellen des neuen Testaments namhaft machen und erklären zu wollen, in welchen von der Unsterblichkeit der Seele geredet wird; nur zu beweisen suche ich, daß die Lehre davon in der christlichen Religion gegründet ist. Wenn demnach dieses in der angeführten Stelle durch einen Ausspruch Jesu schon klar bewiesen ist, so brauche ich, um dieses auch von den Aposteln zu zeigen, nur daran zu erinnern, daß die Lehre von der Fortdauer der Seele und die daran geknüpfte von der Auferstehung einen großen Theil der Belehrungen des Apostels Paulus ausmacht, wie Jeder, der in den heiligen Urkunden unseres Glaubens kein Fremdling ist, längst wissen wird. Nur auf eine einzige Stelle der heiligen Schrift will ich noch aufmerksam machen, weil sie zu unserem Zwecke die vorzüglichste unter allen ist. Ich meine die Erzählung vom reichen und armen Manne. In dieser nämlich ist die Fortdauer nach dem Tode auf das Deutlichste ausgesprochen; denn von beiden wird erzählt, daß sie nach ihrem irdischen Absterben in ein neues Leben übergingen. Daran knüpft sich in eben der Erzählung Jesu die Lehre, daß wir mit Bewußtseyn als persönliche Wesen fortdauern; denn wir finden nicht blos den reichen und armen Mann, sondern auch Abraham als Personen und mit deutlichem Bewußtseyn des Zustandes, in welchem sie sich befanden. Eben so enthält jene Erzählung auch die unverkennbare Hinweisung darauf, daß wir in dem zukünftigen Leben auch der Rückerinnerung an unser gegenwärtiges fähig seyn werden; denn der reiche Mann wendet auf Abrahams Erinnerung „daß er sein Gutes in jenem Leben empfan-

gen habe," nicht das Mindeste ein und weiß, daß er auf der Erde noch fünf Brüder hat. Dieser Inhalt der Geschichte vom reichen und armen Manne möge hier genügen. Wir werden aber auf dieselbe wieder zurückkommen, wenn wir vom Wiedersehen nach dem Tode reden. Der biblische Unsterblichkeitsglaube gründet sich also darauf, daß Christus und die Apostel die Fortdauer nach dem Tode lehrten, aber auch selbst auf das Innigste an sie glaubten. Wenn nämlich dieses Letztere nicht der Fall gewesen wäre, so würde Christus nicht mit so bestimmten Ausdrücken von seinem Hingange zum Vater geredet, nicht den einen der mit ihm gekreuzigten Missethäter durch das bestimmte Versprechen getröstet haben: „Heute noch wirst Du mit mir im Paradiese seyn;" so würden die Apostel nicht mit so hohem Muthe den größten Gefahren entgegen gegangen, nicht mit so inniger Freudigkeit zu Gott selbst den Märtyrertod gestorben seyn.

Nehmen wir nun noch die große und unbezweifelte Thatsache der Auferstehung Jesu Christi zu Hilfe, so setzt diese dem religiösen Glauben frommer Gemüther an die Unsterblichkeit gleichsam die Krone auf. Denn die Auferstehung Jesu erhebt seine göttliche Sendung über allen Zweifel. Gott stellte ihn nämlich dadurch selbst als den untrüglichen Lehrer göttlicher Wahrheit dar und wir haben daher volle Ursache, allen Versicherungen Jesu den zweifelslosesten Glauben zu schenken, also auch seinen auf das ewige Leben bezüglichen Verheißungen. In seiner Auferstehung steht er uns aber auch als Ueberwinder des Todes vor Augen. Denn in Folge der Kreuzigung war sein Körper in dem Zustande, welchen wir Tod nennen. Daß er wieder neu belebt aus der Tiefe des Grabes hervorging, war eine außerordentliche Begebenheit; wir mögen nun annehmen, daß Gott um seinet wil-

len die Gesetze der Natur einmal aufgehoben, oder die Wirksamkeit natürlicher, aber uns unbekannter, Gesetze und Kräfte angeordnet habe, auf jeden Fall erscheint uns hier die Macht über Leben und Tod als eine von Gott geordnete Macht und freudig können wir daher mit dem Apostel ausrufen: „Christus hat dem Tode die Macht genommen und Leben und unvergängliches Wesen an das Licht gebracht." Jesus und seine Apostel begnügten sich nicht damit, uns blos im Allgemeinen auf eine Fortdauer nach dem Tode Hoffnung zu machen, sondern sie ließen sich auch über das Schicksal, welches uns jenseits des Grabes erwartet, ausführlicher vernehmen. Ihnen zufolge wird nämlich nicht allen Menschen nach dem Tode das nämliche Schicksal zu Theil, sondern es richtet sich dieses nach ihrer Würdigkeit. Damit wird in jenem Leben sowohl den Frommen, als auch den Lasterhaften ein besonderer Zustand zugetheilt.

Richten wir unsere Aufmerksamkeit zuerst darauf, was Christus und seine Apostel über den Zustand der Frommen nach jenem Leben lehren, so wird er von ihnen einstimmig als ein höchst glücklicher gepriesen. Obwohl sie dabei zuweilen Ausdrücke gebrauchen, welche an den Genuß irdischer Glückseligkeit erinnern, so wollen sie doch keineswegs damit sagen, daß die Frommen jenseits eine solche genießen werden; nein, sie reden dann nur in bildlichen Ausdrücken. Ja, sie erklären auf das Bestimmteste, daß diese zu erwartende Glückseligkeit höher sey als alle Freuden und alles Glück des Erdenlebens. Nach einer Andeutung des Apostels Paulus werden wir auch jenseits noch in der Erkenntniß fortschreiten und in der reinen, himmlischen, Freude darüber einen nicht geringen Theil der uns verheißenen Glückseligkeit genießen. Es wird dieselbe ewig währen,

aber nicht von allen Frommen in gleichem, sondern von einigen in einem höheren, von anderen Derselben in einem geringeren Grade genossen werden. Die Tugend hat nämlich nicht bei Allen gleiche Reinheit, gleiche Ausdauer, gleich edele Triebfedern, und es läßt sich von Gottes Gerechtigkeit erwarten, daß Diejenigen, welche sich hier durch Gerechtigkeit und Tugend besonders auszeichneten, auch dort vor Andern ausgezeichnet werden. Als Aufenthaltsort der Frommen wird der Himmel genannt, worunter das neue Testament den vollkommensten Theil der Welt versteht, in welchem sich die Juden Gott wohnhaft dachten. Wenn daher Christus und seine Apostel den Himmel als Aufenthaltsort der Frommen angeben, so wollen sie, der jüdischen Rede- und Vorstellungsweise sich bedienend, wohl nur sagen, daß uns das künftige Leben Gott gleichsam näher bringen werde. Was nun die Art der zu erwartenden Glückseligkeit betrifft, so wird dieselbe als ein Zustand vollkommener Befreiung von allen irdischen Uebeln dargestellt. Als ein Theil dieser Glückseligkeit wird ferner das belohnende Gefühl eines guten Gewissens genannt, welches wir aus dieser Welt in jene mit hinüber nehmen. Auch verheißt das Christenthum den Frommen eine nähere Gemeinschaft mit Gott, mit Christo und mit allen Frommen und ein besonderes göttliches Wohlgefallen. Endlich deutet die Lehre Jesu und der Apostel klar darauf hin, daß ein großer Theil unserer künftigen Glückseligkeit in dem einstigen Wiedersehen aller unserer Lieben und in einer nimmer wieder aufhörenden Vereinigung mit denselben bestehen werde. Ein Gegenstand, welcher für die Ruhe und Freudigkeit, nach der wir im Tode trachten, von so hoher Bedeutung ist, daß wir noch ausführlicher davon handeln müssen.

Nun wollen wir auch hören, was das Christenthum von dem Zustande lehrt, welchen die Lasterhaften und Gottlosen in jenem Leben zu erwarten haben. Allen, welche sich hier nicht gebessert haben, wird eine Unseligkeit verheißen, über deren Art und Beschaffenheit wir im neuen Testamente nicht vergeblich nach Auskunft zu suchen brauchen. Es lehrt nämlich dasselbe, daß sie in jenem Leben in unaufhörlicher Trennung von den Frommen und an einem ihnen zur Strafe bestimmten höchst traurigen und unglückseligen Orte leben werden, welcher bald ein ewig unauslöschliches Feuer, bald ein feuriges Thal, bald ein feuriger Pfuhl, bald ein trauriges Dunkel genannt wird. Klar ist es, daß diese Ausdrücke nicht eigentlich gemeint sind. Denn der Aufenthalt der Unseligen kann doch unmöglich ein feuriger und zugleich auch ein dunkeler Ort seyn. Jene Ausdrücke sind daher bildlich zu verstehen und wurden von Jesu und den Aposteln darum gewählt, weil dieselben den Juden nicht unbekannt und dazu geeignet waren, ihnen den unseligen Zustand der Gottlosen recht lebhaft darzustellen, da die Juden mit jenen Ausdrücken das Schrecklichste bezeichneten, was ihre Einbildungskraft sich vorstellen konnte. An diesem Orte der Qual wird die Unseligkeit der Lasterhaften darin bestehen, daß ihnen das folternde Bewußtseyn ihrer Sünden bis dorthin folgt und sie kein Mittel mehr haben, die peinigenden Vorwürfe des Gewissens zu übertäuben und zu unterdrücken, wie es ihnen hier durch den Rausch der von ihnen vorzugsweise geliebten Sinnengenüsse möglich war, welche ihnen dort (auch eine Quelle der Unseligkeit) fehlen werden, während sie dabei das Bewußtseyn quält, von der Seligkeit der Frommen ausgeschlossen und entfernt zu seyn. In mehreren Stellen des neuen Testaments wird die Unseligkeit der Gottlosen auch mit einem

ewig nagenden und nimmermehr sterbenden Wurme verglichen, worunter wir nichts Anderes, als ein Sinnbild der folternden Gewissensstrafen zu verstehen haben, zu welchen letzteren noch besondere von Gott geordnete Züchtigungen hinzukommen werden, von welchen wir in der Bibel indessen keine Beschreibung finden. Aber ewig werden die Strafen der Lasterhaften von derselben genannt. Damit soll aber wohl nur so viel gesagt werden, daß Diejenigen, welche sich im künftigen Leben nicht bessern werden, ewige Strafe leiden, die sich bessernden aber von derselben erlöst werden. Die Annahme, daß sich die Lasterhaften in jenem Leben bessern können, widerstreitet auch weder der Vernunft, noch der Bibel. Die letztere lehrt nämlich, wie wir vorhin erwähnten, ausdrücklich, daß ein Theil der die Frommen erwartenden Seligkeit im fortschreitenden Wachsthume an Erkenntniß bestehe. Können nun jenseits unsere Seelen an Erkenntniß zunehmen, so werden sie auch an der Tugend zunehmen, also sich bessern können; zumal da ihnen dort nicht blos die irdischen Reizmittel zur Sünde, sondern auch die vielfältigen Hindernisse fehlen werden, welche hier ihre Besserung, freilich mit ihrer eigenen Schuld, nicht gelingen ließen. Ungerecht und grausam aber wäre es von Gott, wenn er die Gebesserten in der ihnen bereiteten ewigen Qual lassen könnte und wollte. Eben so läßt sich auch von der Gerechtigkeit Gottes erwarten, daß er, da es doch größere und geringere Missethäter gibt, dieselben nicht zu einerlei Schicksale verurtheilen, nicht ewig in der Verdammniß büßen lassen wird.

Wenn Jesus daher die Verdammniß unbedingt ewig nennt, so hatte er dabei wohl die weise Absicht, einen gefährlichen Mißbrauch zu verhüten. Es kam ihm auf schnelle Besserung Derjenigen an, die seine

Anhänger wurden. Leichtsinnige und Träge aber hätten dieselbe in der Hoffnung verschieben können, daß ihnen dazu jenseits noch Zeit genug gelassen sey. Daher gab Jesus nur Winke für diese einstige Besserung, Winke, deren Verständniß er der Erleuchtung künftiger Täge überließ. Warnend und schreckend besteht dabei immer die Lehre, daß die Strafen Derjenigen, welche sich nicht bessern, ewig dauern werden.

Hiermit ist eine kurze Auseinandersetzung der biblischen Lehre von der Fortdauer unserer Seelen gegeben. Freilich finden wir in derselben den vollständigen Aufschluß über das künftige Leben nicht, welchen wir darüber haben möchten; wir müssen uns aber mit dem Gegebenen begnügen und haben dazu auch volle Ursache. Denn es fehlt uns nicht an deutlichen Aufschlüssen über Dasjenige, was uns in Bezug auf unser Schicksal nach dem Tode das Wichtigste seyn muß. Und wer ist uns Bürge dafür, daß der gewöhnliche Menschenverstand ausführlichere Erörterungen über die Beschaffenheit jenes Lebens nicht hätte fassen können und daß dadurch vielleicht zu verderblichen Mißverständnissen Veranlassung gegeben worden wäre? Ja, es ist sehr wahrscheinlich, daß auch der erleuchtetste Menschengeist es nicht zu begreifen im Stande gewesen seyn würde, was Jesus über jenes Leben Ausführlicheres hätte mittheilen können. Denn irdische Verhältnisse sind es unmöglich, in welche wir jenseits eintreten werden, und immer macht unser durch die Fesseln des Leibes beengter und durch das Dunkel der Erde geblendeter Geist das Irdische zum Maasstabe des Himmlischen.

Darum wollen wir uns in Demuth bescheiden, daß wir von unserer über dem Grabe beginnenden Zukunft wahrscheinlich nicht mehr wissen dürfen, nicht mehr verstehen können, als was Vernunft und Schrift uns bereits offenbaren. Danken, ja, mit gerührter

Seele danken wollen wir der ewigen Liebe, daß wir wenigstens auf das Zuversichtlichste einer Fortdauer unserer unsterblichen Seele entgegen sehen können. Stehen wir doch, wenn wir Alles, was bisher über die Fortdauer nach dem Tode gesagt ist, mit einem unbefangenen und frommen Sinne beherzigen, getrost und ungebeugt im Angesichte des Todes. Haben wir doch dadurch dem tröstlichen Glauben Festigkeit in uns gegeben, daß unsere Seele, ohne jemals mit dem Leibe zerstört werden zu können, nicht blos persönlich und mit Bewußtseyn in ein neues, ewiges Leben, sondern damit zugleich auch in einen Zustand und in Verhältnisse übergeht, welche so unendlich viel vor Denjenigen voraus haben, in welchen wir jetzt uns bewegen. Hierin finden wir für alles Dasjenige, was wir bei unserem Scheiden von dieser Welt vielleicht Schätzens- und Liebenswerthes aufgeben müssen, reichen Ersatz und wenn uns bei dem Gedanken an das Scheiden aus unseren jetzigen Verhältnissen nun noch irgend Etwas bange machen sollte, so kann dieses doch wahrlich nur der Gedanke an die Schmerzen seyn, welche uns das Ringen mit dem Tode möglicher Weise verursachen dürfte. Aber, rufen wir hier aus, was sind die Leiden dieser Zeit, was die kurzen Todesschmerzen, gegen jene Herrlichkeit, die dereinst an uns soll offenbaret werden!

So gewiß es nun aber kein denkendes und menschlich fühlendes Wesen geben kann, welches aus dem Glauben an die Fortdauer seiner Seele nicht den mildesten und zugleich stärksten Trost, wie in allen Leiden des Lebens, so auch in der letzten schweren Scheidestunde und bei dem Gedanken an ihr unvermeidliches Kommen schöpfte, so fehlt es doch nicht an Menschen, welche sich diesem Glauben, wegen der Aussichten, auf welche er hinweist, nur ungern überlassen,

ja zuweilen sogar vor ihm erschrecken. Wie, höre ich fragen, wie wäre das möglich? Erschrecken vor dem Herrlichsten, Reizendsten und Entzückendsten, was es für den Menschen geben kann? Ja wohl muß das Wunder nehmen, aber es ist dennoch so. Es gibt nämlich Menschen, und wer sollte deren nicht wenigstens einige in seinem Leben kennen gelernt haben, welche in Folge einer traurigen Einschläferung ihres sittlichen Gefühls, des auch ihnen, wie jedem Sterblichen, eingepflanzten Sittengesetzes, nur nach sinnlichen Freuden haschen und keine Art sinnlicher Genüsse und Wollüste, wären es auch die verächtlichsten und abscheulichsten, ungekostet lassen; Menschen, welche sich im Pfuhle aller Laster herum wälzen und darum die gewisse Aussicht haben, in jenem Leben dem Verdammnißspruche des ewigen Richters anheim zu fallen. Darum denken sie auch nur höchst ungern und womöglich gleichsam nur im Fluge an das ewige Leben, die Vorstellung von dem mit demselben für uns beginnenden neuen Zustande sobald als möglich wieder aus ihren Seelen verdrängend. Gelingt ihnen dieses aber nicht, können sie einmal einer ernsten und anhaltenden Erinnerung daran nicht entgehen, dann befällt sie ein heimliches Grauen, ein heimlicher Schreck; dann wäre ihnen eine gänzliche Vernichtung ihres gesammten Wesens, also auch der Seele, lieber, als Fortdauer derselben mit der Aussicht auf Vergeltung. O die Unglücklichen und Elenden! Sie tragen hier schon eine Hölle in ihrer Brust und wie schrecklich, wie qual- und verzweifelungsvoll muß der Tod für sie seyn, während der Fromme, der von ganzer Seele an seine einstige Fortdauer nach dem Tode glaubt, ruhig und ergeben in Gottes Willen von hinnen scheidet. Möchten einst Alle so scheiden! O! dann gäb es ein glückliches Menschengeschlecht.

Doch auch bei den festesten Glauben an Unsterblichkeit, auch bei der ruhigsten Ergebung des Christen im Augenblicke des Todes, wo er betet: Es ist vollbracht; Vater in Deine Hände befehle ich meinen Geist; selbst da, wo er hochbetagt, tief an seinem Stabe daniedergebückt und lebensmüde ausruft: Herr! nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren; selbst da gibt es auf Erden doch immer noch Etwas, welches ihm das Scheiden schwer macht. Es ist dieses die Trennung von den Geliebten seines Herzens. Eine Trennung, welche für alle gute Väter, für alle zärtliche Mütter, für alle liebende Kinder, für alle von ganzer Seele einander ergebene Gatten wahrhaft herzzerreißend seyn würde, wenn sie den Pforten des Todes mit dem trostlosen Bewußtseyn entgegen gehen müßten, sie nimmer wieder zu sehen, auf ewig von ihnen geschieden zu werden. Diesen größten aller Schmerzen wird aber Niemand erfahren, der dagegen das rechte Mittel, einen recht festen und unerschütterlichen Glauben an ein Wiederfinden seiner Lieben in jenem besseren Leben, sich zu eigen gemacht hat; einen Glauben, der einen so mächtigen und erquickenden Trost im Tode verleiht, daß er in dieser Schrift nothwendig in nähere Betrachtung gezogen werden muß. Es geschehe dieses sogleich im nun folgenden Abschnitte.

Vom Wiedersehen in jenem Leben.

Wer jemals an dem Sterbelager frommer Menschen gestanden, die noch einmal alle ihre Lieben um sich her versammelten, um bei ihrem nahen Hingange Abschied von ihnen zu nehmen, der wird niemals gehört haben, daß dieses für ewige Zeiten geschah.

Nein, „einst werden wir uns wiedersehen," sprachen da die Scheidenden, mit einer zwar tiefen, aber keineswegs trostlosen Wehmuth. Gegen diese Trostlosigkeit schützte sie der feste Glaube an eine einstige Wiedervereinigung mit den Theuern, welche sie hier zurücklassen mußten, und auch diese fielen, von gleichem Glauben durchdrungen, keinem zerknirschenden Abschiedsschmerze anheim, so viele Thränen auch das unvermeidliche Lebewohl ihrer Lippen ihren Augen entlocken mochte, die bald einen treulich sorgenden Vater, eine liebevoll pflegende Mutter, einen rechtschaffenen Gatten, ein gutes und hoffnungsvolles Kind, einen edeln Freund zum letzten Male in diesem Leben schauen sollten. Nichts ist dem menschlichen Gemüthe natürlicher, als dieser Schmerz, ja, an vielen Gräbern ist er die einzige Quelle der an denselben laut werdenden Trauer. Die Witwe weint an ihres Gatten Grabe, auch wenn sein Hingang sie nicht in Noth und Mangel stürzt. Die Kinder klagen an des Vaters Sarge, auch wenn sie seiner Unterstützung längst entbehren konnten. Auch wird es keinem Vernünftigen einfallen, das Schicksal der Verstorbenen, die nun eingegangen sind zum ewigen Frieden und zur ewigen Freude, um ihrer selbst willen zu beklagen. Denn wäre auch selbst das hoffnungsvollste Kind, die blühendste Jungfrau, der lebensfroheste Jüngling, die glücklichste Mutter, der beneidenswertheste Vater, der Besitzer der größten irdischen Güter zu Grabe gegangen: wer sollte an denselben im Ernste wünschen können, daß sie wieder lebendig heraufsteigen möchten, um die Leiden, von denen doch auch sie bei allen ihren Freuden nicht verschont blieben, noch einmal zu durchleben? Nein, einen solchen Wunsch können wir um unserer Entschlafenen willen eben so wenig hegen, als wir z. B. wieder jung zu werden wünschen, unter der Bedin-

gung, daß wir alle schon überstandene Noth und Mühe dieser Erde noch einmal erfahren müßten. Die vornehmste und an den meisten Gräbern zugleich auch die einzige Ursache des die an ihnen Trauernden durchdringenden Schmerzes liegt vielmehr darin, daß sie es für unmöglich halten, ohne den geliebten Todten, den sie zu seiner Ruhestätte begleiten, ihr früheres Glück wieder genießen zu können. Und leider ist das für Manche keine Täuschung. Manche werden in der That niemals wieder so glücklich, als sie vor dem Hingange ihrer Lieben waren. Mag nun der Grund davon zuweilen allerdings darin liegen, daß der Tod derselben in ihrer Umgebung eine Lücke verursachte, welche auf keine Weise wieder vollkommen ausgefüllt wurde, so ist doch eine wenigstens eben so häufige Ursache davon in dem fehlenden Glauben an eine einstige Wiedervereinigung verwandter Seelen jenseits des Grabes enthalten. Denn wenn wir schon dann auf das Schmerzlichste bewegt werden, wenn auf unserer Pilgerschaft durch dieses Erdenleben eins oder das andere der geliebten Häupter, die wir die unserigen nennen, einmal von uns scheidet, um vielleicht nach wenigen Tagen oder Wochen schon wieder zu uns zurück zu kehren; wenn wir schon in diesem Falle zuweilen so lange nicht recht heiter und froh zu seyn vermögen, als wir sie nicht wieder haben: wie herzzerreißend und furchtbar muß dann der Schmerz der Trennung seyn, wenn wir unsere Lieben zu Grabe gehen sehen, ohne uns des zuversichtlichen und erhebenden Glaubens an ein einstiges Wiedersehen derselben getrösten zu können? Wie werden uns dann erst alle Lebensfreuden fliehen, wenn wir keine Aussicht haben, jemals wieder durch das erneuerte Zusammenseyn mit unseren Entschlafenen glücklich zu werden? Und wenn nun unsere eigene Stunde gekommen ist; wenn wir selbst der Natur die letzte

große Schuld bezahlen müssen; wenn da Gattin und Kinder, Väter und Mütter, Freunde und Verwandte weinend unser Sterbelager umstehen, wie schwer, wie furchtbar muß da der Tod für uns seyn, weil er mit unbarmherziger Schonungslosigkeit uns gebietet: Scheide, scheide auf ewig von Allen, die da trauern! O! um Alles in der Welt möchte ich nicht eine solche letzte Stunde erleben und mit den gerührtesten Herzen danke ich daher dem Herrn, meinem Gott, daß er mich das unschätzbare, mit keinem anderen zu vergleichende Kleinod eines unwandelbaren Glaubens an ein einstiges Wiedersehen in jenem Leben finden ließ. Welch' ein Glück ein solcher Glaube ist, das habe ich schon einmal in meinem Leben recht erfahren. Mein guter, um alle die Seinen treu verdienter Vater, ein Vater, deren es auf Erden nur wenige gibt, war nach Jahre langer Kränklichkeit zu seiner Ruhe gegangen. Ich folgte ihm mit den Meinigen zu seiner stillen Ruhestätte, betrübt bis in den Tod, aber voll des himmlischen Trostes, den lieben Vater droben wieder zu sehen. Da sprach ich nach beendigter Begräbnißfeierlichkeit, von diesem Gedanken begeistert und im Gemüthe zwischen Schmerz und Trost getheilt, ohne vorher auch nur den leisesten Gedanken daran gehegt zu haben, fast unwillkürlich folgende Worte, die mir, weil sie aus der innersten Tiefe meines liebenden Kindesherzens kamen, fast völlig treu im Gedächtniß geblieben sind. Es sey mir vergönnt, sie hier anzuführen:

„Der Herr hat Ihn uns gegeben, der Herr hat Ihn uns genommen und aus langer Trübsal erlöst; darum gelobt sey der Name des Herrn. Denn der Tod ist besser, als ein sieches Leben. Durch seine dunkelen Pforten, Du theuerer, unvergeßlicher Vater! bist Du eingegangen in den ewigen Osten, wo Deine Sonne nimmer wieder untergeht; und wäget dort

Deine Seligkeit nur die Hälfte des Verdienstes auf, das Du um uns, die Deinen, Dir erworben, o! so ist sie der Engel Wonne gleich. Ruhe sanft, Du theure Hülle, in des Grabes stillem Schooße; die Erde sey Dir leicht, Friede Deiner Asche! Du aber, entfesselter, heil'ger Vatergeist! der Du jetzt von Gottes Throne auf uns niederschau'st, vor welchem Freude die Fülle ist und liebliches Wesen zu seiner Rechten ewiglich, bereite dort auch uns die Stätte, mache dort auch uns Wohnung für das ewige Leben und führe, wenn dereinst auch unser Sterbestündlein kömmt, an Deiner Vaterhand freundlich uns in Deinen Himmel ein, auf daß unser Herz nach langer Traurigkeit sich wieder freue, wenn wir frohlockend Dich wiedersehen. Darauf hoffen wir mit frommem Glauben, dessen trösten wir uns in unserem tiefen Schmerze. Laß, o großer, allbarmherziger Gott! diese sel'ge Hoffnung nicht zuschanden werden."

Heiße Thränen flossen mir dabei von den Wangen, aber es waren die letzten, in tiefem Schmerze geweint. Eine heitere Wehmuth füllte von da an meine Seele bei dem Andenken an den lieben Vollendeten. Heute noch ist sie nicht aus meinem Herzen gewichen; aber auch heute noch hoffe ich mit eben der Zuversicht, wie einst an seinem Grabe, im Lande der Vollendung ihn wieder zu finden. Möchten Alle, denen der Tod ihre Lieben aus den Armen nimmt, so glücklich seyn, als ich. Möchten Alle, welche ihr Haupt zum Grabesschlummer neigen, sich eben so des Wiedersehens der Verlaßnen trösten. Möchte ich zu diesem Glücke wenigstens Einiges beitragen können, wenn ich nun auch der Lehre von dem Wiedersehen nach dem Tode einige von diesen Blättern widme. Bevor ich aber die Gründe namhaft mache, auf welche sich der Glaube daran stützt, will ich erst Ei-

niges darüber bemerken, wie man sich dieses Wiedersehen wohl zu denken habe?

Viele machen sich von dem Wiedersehen in der Ewigkeit offenbar zu sinnliche Vorstellungen; wenigstens Diejenigen immer, welche in jenem Leben einen unserem irdischen Daseyn ganz ähnlichen Zustand zu finden hoffen. Sie sind der Meinung, daß sie mit den ihnen im Tode vorangegangenen oder ihnen darin erst nachfolgenden Gliedern ihrer Familien wieder in der nämlichen Gemeinschaft, in denselben Verhältnissen, wie auf der Erde beisammen wohnen werden. Eine Vorstellung, gegen welche sich Jesus schon in jener bekannten Unterredung mit den Sadducäern auf das Entschiedenste erklärte, welche ihm die ihrer Meinung nach höchst verfängliche Frage vorlegten: Welcher von den sieben Männern, mit denen eine Frau auf der Erde nach einander verheirathet gewesen sey, in der Auferstehung, d. h. in jenem Leben, ihr Gemahl seyn werde? Auf diese Frage gab er nämlich die bestimmte Antwort: In der Auferstehung werden sie weder freien, noch sich freien lassen, sondern sie sind gleich, wie die Engel Gottes im Himmel." Deutlicher konnte es doch gewiß nicht gesagt werden, daß die sinnlichen Familienbande, welche uns auf Erden vereinigen, jenseits nicht wieder zu finden sind. Und wenn Jesus erklärt, daß wir dort den Engeln Gottes ähnlich seyn werden, so spricht er es damit doch gewiß eben so deutlich aus, daß uns in jenem Leben auch kein irdischer Leib wieder umkleiden wird. Wie großes Unrecht hat daher die christliche Kirche daran gethan, daß sie, dieser aus Jesu eigenem Munde hervorgegangenen Lehre schnurstracks entgegen, an eine Auferstehung geglaubt hat und hin und wieder noch glaubt, bei welcher wir mit denselben Leibern, welche begraben werden, wieder aus der Erde

hervor und in das ewige Leben übergehen würden. Es ist dieses nicht allein die grobsinnlichste Vorstellung, welche sich denken läßt, sondern auch eine wahrhaft widervernünftige Annahme. Geht nämlich der menschliche Körper schon vor seinem Begräbnisse theilweis in Verwesung über, so werden alle seine einzelnen Theile in der Erde nach und nach so vollkommen aufgelöst, daß am Ende, wie ja die Erfahrung unwiderleglich beweist, nur noch ein Häuflein Asche davon übrig bleibt. Es ist also eine reine Unmöglichkeit, daß der Mensch jenseits wieder in den Besitz seines irdischen Leibes kommen könne. Und wie übel würde den Meisten damit gedient seyn? Was würden die Krüppel, die Siechen und Verstümmelten, die Tauben, Stummen und Blinden, die Lahmen und Greise dazu angeben, wenn sie sich mit ihren elenden und gebrechlichen Leibern mühsam durch die Ewigkeit hinschleppen müßten; was ihnen schon auf der Erde unsägliche Leiden und Beschwerden verursachte, die doch jenseits nicht vorkommen sollen? Also auch aus diesem Grunde ist der Glaube an eine Auferstehung unserer irdischen Leiber ein höchst unsinniger Gedanke. Gleichwohl aber wird er von Einzelnen noch allen Ernstes vertheidigt. Sie glauben namentlich in der Auferstehung Jesu den unumstößlichsten Beweis für ihre Ansicht gefunden zu haben. Aber mit Unrecht. Denn obwohl die Leiche des Erlösers dem Grabe anvertraut worden war, so verweste sie doch in demselben nicht. Nein, am dritten Tage ging er unversehrt wieder daraus hervor. Die Vernunft verbietet uns also auf das Bestimmteste, an eine Auferstehung mit unseren gegenwärtigen Leibern zu glauben. Da wir nun jenseits niemals mit denselben umkleidet werden, so können wir uns dort auch niemals in der Weise wieder erkennen, wie sich auf der Erde längere oder kürzere Zeit getrennt gewesene

Freunde und Verwandte bei erneuertem Zusammentreffen wieder erkennen. Das Auge, mit welchem dieses hier geschieht, erlischt schon auf der Erde und in ihrem Schooße wird ja sein kunstvoller Bau, durch welchen allein das Sehen möglich wird, völlig zerstört. Dort würden wir das irdische Angesicht unserer Lieben, wäre dem auch nicht also, doch nimmermehr wieder erkennen; denn für jedes leibliche Auge verschwinden dieselben auf ewig, sobald der Leichnam der Verwesung übergeben worden ist. Eben so wenig ist es möglich, die Unserigen an ihrem Gange, an ihrer Haltung, an ihrer Gestalt, jenseits wieder zu erkennen, woran wir dieselben hier auch verkleidet und durch eine Maske entstellt zu erkennen im Stande sind. Denn wenn im Tode der ganze Leib zerstört wird, wie sollten diese einzelnen Eigenthümlichkeiten desselben übrig bleiben können? Ein Wiedersehen unserer Lieben mit unserem leiblichen Auge, ein Wiedererkennen an der irdischen Gestalt und Form, welche ihnen hier eigen ist, dürfen wir uns also nicht denken, wenn von dem Wiedersehen nach dem Tode die Rede ist.

Wie aber, ist damit nicht die ganze Hoffnung auf ein Wiedersehen völlig vernichtet? Wie ist dieses möglich, wenn das Licht unserer Augen erloschen, die für dieselben erkennbare Gestalt verschwunden, wenn die Rede unseres Mundes verstummt und unser Wesen nur ein durch keine Sinne wahrnehmbarer Geist geworden ist? Ist doch unser Leib auf der Erde das Werkzeug der Seele, durch dessen Sinne sie sich anderen Seelen bemerklich macht, ihre Empfindungen und Gedanken austauscht und Diejenigen, welche ihr die Werthesten und Theuersten sind, wieder erkennt. Wären wir nun dort ganz körperlose Wesen, so müßte eine Mittheilung der Dahingegangenen, besonders aber ihr Wiedersehen, ihr Wiedererkennen,

uns unmöglich seyn. Solche Scrupel machen sich Viele und weil sie den herrlichen Glauben an ein Wiedersehen ihrer Lieben in jener Welt nicht aufgeben wollen, so wollen sie auch von ihren grobsinnlichen Vorstellungen von der sogenannten Auferstehung nicht ablassen. Diese ihre Bedenklichkeiten, dieser ihr sich verirrender Glaube beruht aber gleichwohl auf einem richtigen Gefühle, auf einer richtigen dunkelen Vorstellung.

Unser Geist ist nämlich ein geschaffenes Wesen und in der geschaffenen Welt kann es keinen vollkommen reinen, aller Sinne beraubten Geist geben. Als einen solchen dürfen wir uns nur Gott, den höchsten Geist denken. Das stimmt auch ganz mit der Lehre der Schrift überein. Sie redet nämlich von einem neuen und verklärten Körper, welcher den Geistern der Entschlafenen in jenem Leben beigelegt werden solle. So spricht der Apostel Paulus 2. Cor. 5, 1.: „Wir wissen, so unser irdisch Haus dieser Hütte (des gegenwärtigen irdischen Leibes) zerbrochen wird, daß wir einen Bau (einen Leib) haben von Gott erbauet, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, das ewig ist im Himmel." Noch bestimmter spricht er die Lehre, daß wir jenseits mit einem neuen und verklärten Körper umkleidet werden sollen, in einer anderen Stelle aus, in welcher er den irdischen in der Erde begrabenen Körper mit einem in dieselbe gesäeten Saamenkorne vergleicht, welches in derselben verwest. Diese Stelle lautet 1. Cor. 15, 35. ꝛc. so: „Möchte aber Jemand sagen: Wie werden die Todten auferstehen und mit welcherlei Leibe werden sie kommen? Du Narr! das Du säest, wird nicht lebendig, es sterbe denn." Diese Stelle erklärt einer der weisesten Schriftforscher folgendermaßen: „Wie soll denn das

möglich seyn? Wie sollen die Theile des Leibes alle wieder zusammenkommen, da sie durch die Verwesung zerstreut werden? Was sollen sie dann mit einem solchen Leibe einst anfangen? — Das Saamenkorn wird begraben, in die Erde versenkt. Nicht alle Theile des Saamenkorns bilden seine neue Gestalt, einige dienen nur zur Hülle des Keims, bleiben in der Erde und gehen für die emporwachsende Pflanze verloren. Aber aus den edelsten Theilen des Saamenkorns, dem Keime, bildet sich durch Hinzutreten vieler anderen Theile, aus Luft, Wasser und Erde, eine neue Pflanze, die mit dem Saamenkorne gar keine Aehnlichkeit hat, obgleich sie aus demselben entstanden ist. Die neue Pflanze ist für ihren neuen Zustand zweckmäßig eingerichtet, wie das Saamenkorn für den seinigen es war. Nicht jedes Samenkorn bringt einerlei Pflanze, sondern das Gewächs richtet sich nach der Beschaffenheit des Saamenkorns. Also: Nicht alle einzelnen Theile des alten Leibes werden zu dem neuen genommen werden, sondern auch nur aus dem edelsten Keime des Alten wird sich das Neue mit vielen Zusätzen vermehrt und umgestaltet bilden. Der neue Körper wird gar nicht dieselbe Gestalt und Einrichtung haben, die der alte hatte; sondern, wie jener für das Erdenleben passend eingerichtet war, so wird der neue Körper ganz dem Zwecke des neuern, bessern, vollkommenern Lebens angemessen seyn." Das Nämliche drückt auch der Apostel Paulus, ausführlicher, als mit den vorhin angeführten Worten in den auf dieselben folgenden aus, wo er sagt: „Was Du säest, ist ja nicht der Leib, der werden soll, sondern ein bloses Korn, nämlich Weizen, oder der andern eins. Gott aber gibt ihm

einen Leib, wie er will, und einem Jeglichen von dem Saamen seinen eigenen Leib. Nicht ist alles Fleisch einerlei Fleisch, sondern ein anderes Fleisch ist der Menschen, ein anderes des Viehes, ein anderes der Fische, ein anderes der Vögel. Und es sind himmlische Körper und irdische Körper. Aber eine andere Herrlichkeit haben die himmlischen und eine andere die irdischen. Eine andere Klarheit hat die Sonne, eine andere Klarheit hat der Mond, eine andere Klarheit haben die Sterne; denn Ein Stern übertrifft den andern nach der Klarheit. Also auch die Auferstehung der Todten. Es wird gesäet verweslich und wird auferstehen unverweslich. Es wird gesäet in Unehre und wird auferstehen in Herrlichkeit. Es wird gesäet in Schwachheit und wird auferstehen in Kraft. Es wird gesäet ein natürlicher Leib und wird auferstehen ein geistlicher Leib."

Deutlicher, als in den letzten Worten dieser Stelle kann es doch wahrhaftig nicht gesagt werden, daß anstatt des für unsere jetzigen Verhältnisse, für die uns jetzt umgebende Natur, eingerichteten Leibes uns dort ein vollkommenerer, für jenes höhere Leben passender Leib umkleiden werde.

Nun hindert uns weder unsere Vernunft, noch irgend etwas Anderes anzunehmen, daß die uns verheißene subtilere Umhüllung unseres nach dem Tode fortlebenden Geistes eine Aehnlichkeit mit unserem jetzigen irdischen Leibe haben werde. Unverweslich, keinem Tode wieder unterworfen, für ein höheres Leben eingerichtet wird er aber seyn und sich dadurch wesentlich von diesem unterscheiden. Freilich dürfen wir es nicht ergründen wollen, woraus nun der verheißene Leib bestehen oder auf welche Weise uns Gott

damit umkleiden werde? Denn da gingen wir an eine völlig vergebliche Untersuchung. Genug für uns, daß uns das Wohnen unserer Seele in einem solchen vergeistigten Leibe nicht widersinnig erscheint und daß bei Gott kein Ding unmöglich ist.

Läßt es sich nun allerdings denken, daß dieser neue verklärte Leib dem im Grabe zurückgelassenen nicht vollkommen ähnlich seyn wird, so ist es doch nicht unmöglich, daß wir uns in jenem Leben einander wiederfinden, wiedererkennen und wiederhaben.

Waren wir auf Erden von unseren Freunden Jahre lang getrennt, wir erkennen sie, führt uns das Schicksal wieder mit ihnen zusammen, doch wieder, wenn auch während der langwierigen Trennung das vorgeschrittene Alter noch so tiefe Furchen in ihre Wangen gezogen, wenn auch Sorge und Kummer ihr Haar noch so sehr gebleicht, wenn auch des Lebens Last ihren Rücken noch so sehr gebeugt, wenn auch das Schwert des Kriegs sie noch so sehr mit Narben bedeckt und verstümmelt, wenn auch irgend ein anderer Unglücksfall ihr Aeußeres noch so auffallend verändert hatte. Den Knaben, der von uns schied, erkennen wir selbst an seiner veränderten Stimme wieder, die doch das Eigenthümliche der früheren nicht verliert, oder an einem einzigen Zuge des Mundes, oder an der Art seines Lächelns. Wer sich als Jüngling von uns trennte und als gereifter Mann zurückkehrte, gibt sich uns, hätte die Zeit mit ihren Wirkungen sein Gesicht auch völlig umgewandelt, durch seine besondere Haltung, durch seinen eigenthümlichen Gang, durch auszeichnende Manieren, durch den Blick seines Auges und sonst noch auf vielfache andere Art zu erkennen.

In ähnlicher Weise werden auch die Verklärten sich wieder erkennen, wieder erkennen sogar an ihrer geistigen Eigenthümlichkeit, weil diese unveränderlich

bleibt und also jenseits keine andere, wiewohl eine erhöhete und edlere ist. Wie hier der Geist, welcher in einem Menschen lebt, sich vielfach im Auge spiegelt; wie hier die innere Güte des Herzens sich vielfach in Mienen und Blicken offenbart, wie hier der Charakter sich vielfach in der Sprache, im Gange, in den Bewegungen eines Menschen kund gibt, so wird es auch jenseits in ähnlicher Weise der Fall seyn. Der uns dort umkleidende himmlische Leib wird uns als ein vollkommenerer vielleicht noch vollkommener Geist und Herz der Unserigen offenbaren, zumal da wir, was wir annehmen müssen, auch mit vollkommeneren Sinnen, mit einem vollkommeneren Beobachtungs- und Auffassungsvermögen begabt seyn werden. Wir können es uns daher recht gut denken, daß wir unsere Lieben, selbst wenn der neue himmlische Leib ganz anders als der irdische anzusehen seyn sollte, an der Eigenthümlichkeit ihres Geistes und Herzens genau wiedererkennen werden.

Nachdem wir so über die Art und Weise, wie unser Wiedersehen in jener Welt beschaffen seyn kann, nachgedacht und uns von der Möglichkeit desselben überzeugt haben, wenden wir uns nun zu den Beweisen, durch welche dasselbe wahrscheinlich gemacht und zu einem Gegenstande tröstlichen Glaubens für uns erhoben wird.

Der uns zunächst liegende Grund des Glaubens an ein Wiedersehen unserer Lieben über den Grenzen des Grabes beruht auf der mächtigen Sehnsucht, welche wir danach in unseren Herzen tragen. Vielleicht ist kein Trieb unserer Natur stärker, als der der Geselligkeit. So willkommen uns auch dann und wann eine kurze Zurückgezogenheit und Einsamkeit ist, so wird sie uns doch in die Länge immer lästig. Wir sind zur Gesellschaftlichkeit geboren und jeder gesunde Mensch, der keine schiefe Erziehung ge-

nossen und nicht durch besondere Unglücksfälle und bittere Täuschungen eine Art von Ueberdruß am Daseyn bekommen hat, verlebt seine glücklichsten Stunden im geselligen Umgange. Und groß ist die Anhänglichkeit gegen Diejenigen, welche uns durch ihr Zusammenleben mit uns das irdische Daseyn verschönern und erleichtern. Die meiste Anhänglichkeit fesselt uns daher an unsere Familienglieder. Werden sie einmal von uns getrennt, so fühlen wir eine starke Sehnsucht nach ihnen in unseren Herzen sich regen, welche in nichts Anderem, als in dem lebhaften Verlangen der Wiedervereinigung mit ihnen besteht. Wenn Kinder aus dem elterlichen Hause scheiden, werden die Eltern von Sehnsucht nach ihnen ergriffen, noch mehr aber die Kinder, weil diesen ihr Alleinstehen noch weit fühlbarer ist. Scheidet der Gatte nur auf wenige Tage aus dem Hause, so ist die nämliche Sehnsucht während seiner Abwesenheit das vorherrschende Gefühl in dem Herzen der Gattin. Und trifft es sich einmal, daß wir uns von einem theueren Freunde oder von einem innig geliebten Gliede unserer Familie trennen müssen, mit der traurigen Wahrscheinlichkeit, sie auf Erden nie wieder zu sehen, so werden wir vom tiefsten Schmerze überwältigt, welcher der lebhafteste Ausdruck der Sehnsucht ist, die wir nach ihnen empfinden. Das gilt nun vorzüglich von der Trennung durch den Tod. Würden wir nämlich von keiner Sehnsucht nach unseren entschlafenen Lieben überwältigt, so würde der Schmerz an ihren Gräbern den größten Theil seiner Stärke und Bitterkeit verlieren. Wer in solchen Fällen gleichgiltig bleibt oder eine kalte Fassung behauptet, der hat die entschlafenen Seinigen sicher nicht geliebt und eben so wenig Derjenige, welcher ihres Verlustes wegen nur einen erheuchelten Schmerz zur Schau trägt. Es fehlt allerdings nicht an einzelnen rohen und verwor-

senen Gemüthern, welche dieser harte Vorwurf trifft. Zur Ehre der Menschheit sind sie aber nur selten und vielleicht noch seltener als Diejenigen, welche gegen ihre Blutsverwandten, so lange sie mit ihnen vereinigt sind, gleichgiltig bleiben. Denn gar oft bemächtigt sich nach dem Tode derselben der sonst gleichgiltigen Herzen eine tiefe und innige Sehnsucht nach ihnen. Diese Sehnsucht aber pflegt die edelsten Gemüther am stärksten zu ergreifen und sich bei ihnen bald in gewaltigem Schmerze, bald in thränenloser Betäubung, bald in Strömen von Thränen, bald in stillen Seufzern, bald in lauten Klagen kund zu geben. Diese Sehnsucht aber, mit welcher selbst der stumme und in sanfte Wehmuth aufgelöste Schmerz in die Wohnungen der uns vorangegangenen Seligen hinüber blickt, verbürgt uns unser einstiges Wiedersehen in der Ewigkeit.

Sie ist, wie schon angedeutet wurde, ein allgemeines Gefühl aller unverdorbenen und liebenden Herzen, welches sich nicht blos bei den Gebildeten, sondern auch bei den Gliedern roher Naturvölker einheimisch findet und bei diesen oft noch in höherem Grade, als bei jenen. Ein Beweis, daß sie ein wirklich natürliches und keineswegs etwa ein erkünsteltes Gefühl ist. Nicht blos im ersten Trennungsschmerze; nein, auch nach Jahren noch macht diese Sehnsucht ihre Rechte geltend. Ihr letzter Funke erlischt erst mit dem Tode und treibt mit sanfter Gewalt uns an, sie wenigstens durch den Besuch der Gräber unserer Lieben zu befriedigen, wenn diese auch schon lange, lange Zeit in der Erde kühlem Schooße ruhen. Diese an allen Orten und zu jeder Zeit uns beherrschende, dem edeln Theile unseres Wesens tief eingepflanzte, so fest darin wurzelnde Sehnsucht; dieses edele, den Menschen hoch ehrende, mit der Ahnung der Unsterblichkeit, mit der Hoffnung eines

ewigen Fortlebens in der Ewigkeit auf das Innigste verschwisterte Gefühl kann nicht ohne Befriedigung bleiben. Würde ihm diese versagt, so hätte uns Gott, indem er uns ein so edeles Gefühl anerschuf, keine Wohlthat erwiesen, sondern vielmehr die grausamste Pein angethan; so hätte er uns tiefer gestellt, als die vernunftlosen Thiere. Wäre die Ahnung von einer Wiedervereinigung mit unseren dahingeschiedenen Lieben unerfüllbar und die Sehnsucht nach diesem hohen Glücke eitel und unerreichbar, so wäre unser Loos unglücklicher als das der Vögel unter dem Himmel, beklagenswerther als das der Thiere des Feldes, denen die edele Zuneigung und Sehnsucht der Herzen fremd ist und die daher, ohne im Mindesten angegriffen und von Trauer befallen zu werden, selbst ihre Kinder in den Tod gehen sehen. Denn wenn auch einige derselben allerdings eine Art von Schmerz darüber zu empfinden scheinen, so ist derselbe doch nur ein instinctartiger, der sich seines Grundes niemals deutlich bewußt und oft in wenigen Minuten schon wieder vergessen ist. Wie das Schaf selbst auf der Schlachtbank nicht vor dem Tode zittert, so sieht es auf derselben gleichgiltig auch sein Junges bluten und gibt es auch, nachdem dasselbe geendet, sein Verlangen nach ihm durch seine rufende Stimme zu erkennen, so verstummt diese doch bald, so hat es doch das quälende Bewußtseyn nicht, sein Junges für immer verloren zu haben. Warum hätte nun Gott unsere Herzen mit einer so tiefen und innigen Sehnsucht erfüllt, ohne sie zu befriedigen? In diesem Falle wäre er ein höchst grausames oder ein höchst ohnmächtiges Wesen. Im ersten Falle hätte er sie nicht befriedigen und uns daher wehe thun *wollen*, im letzteren aber sie nicht befriedigen *können*. In jedem Falle aber wäre er kein vollkommenes Wesen, kein Gott. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, die

Ahnung von Wiedersehen und Wiederfinden nimmermehr in unsere Geister und Herzen einziehen zu lassen und uns die Aussicht auf ein neues ewiges Leben für immer zu benehmen. Dann würden wir nicht unglücklich seyn, weil wir es, wie man sich auszudrücken pflegt, nicht besser wüßten. Aber geflissentlich legte Gott dieses mächtige Gefühl in uns, geflissentlich pflanzte er uns diese Hoffnung ein; geflissentlich erfüllte er mit dieser Ahnung, mit dieser Sehnsucht der Menschenherzen geheimste Tiefen; geflissentlich ließ er unseren Geist empor zu der himmlischen Welt blicken; geflissentlich tröstete er die Weinenden durch diese ihnen entzückende Aussicht. Er müßte also, was im Ernste nur zu denken eine nimmermehr zu verzeihende Gotteslästerung wäre, ein Lügner und Betrüger seyn, wenn all' unser derartiges Hoffen und Sehnen ein vergebliches wäre. Aber nein! Gott ist allweise und darum legte er keinen Trieb, keine Kraft, kein Gefühl vergeblich in das Menschenherz. Er ist allgütig und allliebend, und darum wird er seine Kinder nimmermehr grausam täuschen können und wollen. Er ist allmächtig und daher wird er die Sehnsucht nach Wiedersehen eben so leicht befriedigen können, als er sie unseren Gemüthern anerschuf.

Thät er dieses nicht, so würden wir jenseits auch keine vollkommene Seligkeit genießen können. Und hierauf stützt sich ein zweiter Grund unseres Glaubens an ein Wiedersehen nach dem Tode.

Unsere edelsten Erdenfreuden genießen wir im Schooße unserer Familien. Wer sein Heil außer dem eigenen Hause sucht, keine höheren, als diejenigen Genüsse kennt, welche öffentliche Vergnügungsorte ihm bieten, und, indem er diesen nachjagt, daheim ein Fremdling wird, der ist entweder ein verlorener Mensch, oder einer, welchem das traurige Loos ge-

fallen ist, einer Familie anzugehören, unter deren einzelnen Gliedern sich höchst unwürdige und bösartige Geschöpfe befinden, mit welchen ihn bei der engsten leiblichen Verwandtschaft doch nicht die geringste geistige verbindet. Sind aber die Familienglieder, wie sie seyn sollen, gut und edel gesinnt und durch herzliche Liebe mit einander vereinigt, so wird es keinem derselben in den Sinn kommen, sich in irgend einer Hinsicht von den übrigen trennen zu wollen. Schon die gemeinschaftliche Arbeit, welche die Glieder einer Familie mit einander betreiben, ist ihnen lieber als die, welche sie in Verbindung mit fremden Personen verrichten. Und welche Freuden bringt der tägliche Umgang, in welchem Gatte und Gattin, Väter, Mütter und Kinder, Brüder und Schwestern mit einander stehen? Sie tauschen ihre Empfindungen und Gefühle mit der größten Offenherzigkeit und Ungezwungenheit gegen einander aus; was sie für einander thun, das thun sie Alles aus Liebe. Sie betrachten sich als Ein Herz und Eine Seele in verschiedenen Leibern und Jedes macht daher die Angelegenheiten des Anderen zu seinen eigenen. Der redliche Gatte will keine Freude ohne das geliebte Weib und dieses wieder keine ohne jenen, beide aber keine ohne ihre Kinder genießen. Wenigstens würden sie da nur die Hälfte ihrer Annehmlichkeiten empfinden. Guten Eltern ist es der seligste Genuß, ihren Kindern die unschuldigen Freuden zu bereiten, deren sie fähig sind. Ein wahres Wonnegefühl ergreift ihre Herzen, wenn diese fröhlich und harmlos um sie her hüpfen, springen und jubeln. Das Stammeln des zweijährigen Knaben ist ihnen ein lieblicherer Ton, als die herrlichste Musik. Die Freude, welche das am Alter ihm gleiche Töchterchen an einem Stücken bunten Bandes findet, ein süßerer Genuß, als alle Freuden, die sie im Geräusche der

Welt finden könnten. Ja, für alle guten und unverdorbenen Seelen und Herzen gibt es kein höheres Glück, als das, welches sie im Umgange, im Zusammenleben mit ihren Lieben finden, und Nichts vermag sie für die Trennung von ihnen zu entschädigen; kein Glanz und keine Ehre vor der Welt, selbst Davids Glück und Salomo's Reichthum nicht.

Was ist daher natürlicher, als daß wir ohne ein Zusammenseyn mit unseren Lieben auch eine wahre und ungetrübte Seligkeit im zukünftigen Leben für unmöglich halten?

Es ist zwar nicht zu leugnen, daß es höchst thöricht und anmaßend von uns seyn würde, wenn wir Gott als einem mit der höchsten Weisheit und Gnade erfüllten Wesen gleichsam vorschreiben wollten, auf welche Weise er unsere Beseligung in jenem Leben einrichten und was zu dem allen Frommen verheißenen Heile dort gehören solle. Aber wir fühlen es eben so lebhaft als tief, daß eine Seligkeit ohne Gemeinschaft mit unseren Lieben keine Seligkeit seyn und nur eine wehmüthige Trauer darüber in uns erzeugen würde, uns nicht gemeinschaftlich mit ihnen freuen zu können. Denn für ausgemacht halten wir es ja, daß wir im ewigen Leben mit Bewußtseyn und mit Erinnerung an unser irdisches Leben und also auch mit Erinnerung an alle die Unserigen fortdauern werden. Und die Liebe zu ihnen gehört nicht unserem sterblichen Leibe, sondern dem unsterblichen Theile unseres Wesens an. Sie ist etwas Göttliches im Menschen, welches eben darum, weil es etwas Göttliches ist, niemals aufhören kann, einen Theil unseres geistigen Wesens auszumachen. Selbst im Genusse der himmlischen Seligkeit würden wir daher unsere Lieben schmerzlich vermissen und dabei eine reiche Quelle des Unglücks in uns tragen. Im Himmel selbst würde uns der Himmel fehlen, wenn wir

dort nie wiederfänden, was wir hatten, nie wiedersähen, was unser Schmerz beweinte, nie der Vollendung, der Verklärung und Belohnung aller Derjenigen uns zu erfreuen hätten, für die wir auf Erden mit der größten Selbstverleugnung, mit der uneigennützigsten Aufopferung, mit der zärtlichsten Liebe sorgten und lebten, nur um sie glücklich zu sehen. Dann hätten wir von allem Dem, was wir auf der Erde unser Eigenthum nannten, droben gar Nichts mehr, weil alles Andere der Vergänglichkeit unterworfen ist, ein Raub der Verwesung wird und dem Staube der Erde angehört. Wollte daher Gott, daß wir durch das ewige Leben ohne die Begleitung unserer Lieben wandern sollten, so machte er uns auf der einen Seite durch den Genuß ewiger Seligkeit glücklich, auf der andern aber durch das Versagen des höchsten und edelsten Genusses, den wir uns denken können, auch wieder grenzenlos unglücklich und elend. Denn ewige Trennung wäre ja ein ewiges Uebel und Nimmer-Wiedersehen ein unsterblicher Schmerz. Gott aber ist ein Vater der Liebe, der seinen Kindern gewiß alles Gute geben will. Er ist aber auch ein allmächtiger Gott und darum wird er es zuverlässig wirklich auch geben. Damit nun läßt sich der Gedanke, daß uns der Tod auf ewig von unseren Verwandten trennen solle, nimmermehr vereinigen. Sollte die ewige Weisheit und Güte mit jenen heiligen Gefühlen unendlicher Liebe, welche wir gegen dieselben in unseren Herzen tragen, keine höhere Absicht haben, als dieselben nur in die engen Grenzen des gegenwärtigen Lebens einzuschränken? Sollte sie Das, was sich hier so fest zusammenknüpft, durch den Tod trennen? Nein, nimmermehr! Wir werden unsere Lieben jenseits wiedersehen.

Dieser Glaube ist auch ganz dem Geiste des Christenthums angemessen und darin liegt noch

eine große Bürgschaft für das Wiederfinden unserer Lieben im unsterblichen Leben. Wie der Erlöser der Welt den unerschütterlichen Glauben an die Unsterblichkeit der Seele hatte und auf das Zuversichtlichste aussprach, so glaubte er auch an ein Wiedersehen nach dem Tode und ließ es auch darüber an deutlichen Winken gegen die Seinen nicht fehlen. Um uns davon zu überzeugen, kehren wir noch einmal zurück zu jener schönen Erzählung vom reichen und armen Manne. In ihr nämlich wird versichert, daß der Reiche den in diesem Leben so lieblos von ihm behandelten und dort in Abrahams Schooße sitzenden armen Lazarus, jenseits wiedererkannt habe, obgleich zwischen ihnen eine große und unübersteigliche Kluft befestigt war. Läßt sich nun voraussetzen, daß Beide bei der Hartherzigkeit des Reichen und bei der gewaltigen Scheidewand, welche ihre äußeren Verhältnisse auf Erden zwischen ihnen aufgerichtet hatten, gewiß in keinem näheren Umgange mit einander standen, so kann es gar nicht anders seyn, als daß sich alle Diejenigen, welche durch die heiligen Gefühle der innigsten Freundschaft und Liebe hier verbunden waren, dort noch viel leichter wiederfinden, viel gewisser wiedersehen, viel inniger und fester mit uns vereinigen werden.

Wenn Christus im Garten Jethsemane, im Angesichte des Todes, in dem inbrünstigsten aller Gebete, welche jemals aus menschlichen Herzen zum Throne Gottes emporgestiegen sind, die sehnsüchtige, auf seine Jünger bezügliche, Bitte aussprach: „Vater! ich will (ich wünsche), daß, wo ich bin, auch Die bei mir seyen, die Du mir gegeben hast, auf daß sie meine Herrlichkeit sehen," so tröstet er sich über die ihm bevorstehende schmerzliche Trennung von ihnen selbst mit der erhebenden Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen. Und wenn

er kurz vor seinem Hingange zum Vater seine geliebten, darüber in stumme Trauer versunkenen und vom tiefsten Schmerze daniedergebeugten Jünger durch die schöne Verheißung aufzurichten sucht: „Ich will Euch wiedersehen und Euer Herz soll sich freuen und Eure Freude soll Niemand von Euch nehmen," so bleibt dem religiösen Gemüthe kein Zweifel mehr übrig, daß es sich der beseligenden Hoffnung auf ein einstiges Wiedersehen seiner Lieben mit der glaubensvollsten Zuversicht überlassen darf. Denn wenn wir Ihm, der vom ewigen Vater zu uns hernieder kam, und der daher von geistigen und himmlischen Dingen am besten zu reden wußte, Ihm, in dessen Munde nie ein Betrug erfunden ward, hierin keinen Glauben schenken wollten, so müßte überhaupt nicht der geringste Glaube an ihn und seine höhere Sendung unsere Herzen durchdringen, oder wir müßten einer Zweifelsucht anheim gefallen seyn, welcher selbst die Ueberzeugung von dem Daseyn eines allwaltenden Gottes fehlte.

Was aber Jesus glaubte und hoffte, war auch der Glaube und die Hoffnung seiner ehrwürdigen Apostel, welche die feste Ueberzeugung in sich trugen: „Wir werden bei dem Herrn seyn allezeit." Und wie sie nun bei Christo sind, wie sie ihn, der sie auf der Erde verlassen mußte, in seiner himmlischen Herrlichkeit wiedergefunden haben: so werden auch wir Alle wiederfinden, Alle wiedersehen und bei Allen im Lande der Vollendung seyn, welche von unseren Lieben uns schon dahin vorangegangen sind und früher oder später nach folgen werden.

Wie trostreich ist nun aber der Glaube an das einstige Wiedersehen unserer Lieben in jenem Leben. Wie sehr muß er uns das Scheiden von ihnen auf dieser Erde erleichtern. Mögen wir uns hier von ir-

gend einem unserer Freunde auch nur auf kurze Zeit trennen, so ist unser Herz bei dem Abschiede von ihm doch immer weicher gestimmt und bekömmt seine Stärke nur durch den Gedanken an das nahe Wiedersehen wieder, während es ungleich länger seine Traurigkeit behält, wenn Diejenigen, welche sich trennen, zu einander sagen müssen: „Wer weiß, ob wir in dieser Welt uns wiedersehen." Darum ist die Mutter, die Schwester, die Braut so trostlos, wenn sie den Liebling ihrer Herzen, den hoffnungsvollen Sohn, den theuern Bruder, den geliebten Bräutigam in die weite Welt hinauswandern oder in Kampf und Blutvergießen ziehen sehen. Noch trostloser, ja, verzweifelungsvoll, würden ihre Gemüther seyn, wenn nicht wenigstens eine schwache Hoffnung auf eine glückliche Wiedervereinigung mit den Theuern dieselben durchdräng. Ja, die Hoffnung des Wiedersehens war stäts der wirksamste und erhebendste Trost der Verlassenen, wie der Scheidenden, bei dem letzten Drucke der Hand, welchen sie gegenseitig von einander empfanden. Und so ist dieses auch da, wo auf Erden der bitterste Abschied zu nehmen ist, der Abschied im Tode. Ein gewaltiger Schmerz macht dann bei uns seine Rechte geltend, weil das geschlossene Auge uns nie wieder freundlich anblicken, der verstummte Mund nie wieder Worte der Liebe zu uns reden, der Sinn der treuen Freundschaft, der zarten Mutterliebe, der freudigen Thätigkeit für das Gute und Rechte aus der zur Leiche gewordenen Hülle nie wieder liebend, schützend und segnend in dieses Leben hervortreten wird. Mag man in so herben Scheidestunden uns Trost bringen, woher man will, keiner vermag uns den Frieden unserer Herzen so bald und so vollkommen wieder zu geben, als die Hoffnung, Diejenigen, die uns auf Erden das Liebste waren, im Himmel wieder zu sehen und auf ewig mit uns

zu vereinigen; mögen nun sie oder wir selbst früher von hinnen scheiden.

So wenig es uns nämlich an anderen durch unsere Vernunft, so wie durch der Religion milde und freundliche Zusprache dabei gebotenen Beruhigungsgründen fehlt, so lassen sie doch allesammt noch eine wunde, gerade den bittersten Schmerz empfindende Stelle in unseren trauernden Herzen völlig ungeheilt. Denn so innig wir auch z. B. von dem unerschütterlich festen Glauben durchdrungen seyn mögen, daß unsere dahin geschiedenen Lieben nicht völlig vernichtet sind, sondern daß in dem Augenblicke, in welchem ihre irdische Hülle dahin sinkt, ihre unsterblichen Seelen im Reiche des Geistes zum ewigen Leben auferstehen; so glücklich wir sie auch darum preisen müssen, daß sie der Erde tausendfältige Mühen und Leiden für immer hinter sich haben und jenseits eine Ruhe und einen Frieden genießen, nach welchem sie in diesem Leben vergeblich rangen; so sehr wir sie auch darum segnen müssen, daß sie im ewigen Genusse einer unaussprechlichen Seligkeit Preis, Ehre und unvergängliches Wesen als reichen Lohn eines frommen Glaubens und Wandels dahin nehmen: so kann dadurch, wenn dabei nicht zugleich auch jene große Hoffnung ihren lindernden Balsam in unsere Seelen und Herzen ausgießt, doch nur ein sehr kleiner und unbedeutender Theil unserer Traurigkeit von uns genommen werden. Denn wahrlich! furchtbar und entsetzlich wär und blieb dabei immer der Gedanke: alle Diejenigen, welche wir hier mit Freundschaft und Liebe, den edelsten und heiligsten uns eingepflanzten Gefühlen, umfassen, in demselben Augenblicke, in welchem sie ihre Augen zur Grabesruhe schließen, für ewige Zeiten verloren zu haben. Ist es uns aber gelungen, unsern Glauben an der Hand der schönsten aller Hoffnungen bis zu der zuversicht-

lichen Gewißheit zu erheben, daß wir die Geliebten unserer Seelen jenseits wiederschauen und wiederfinden werden: so hat ihr Tod für uns nichts Schreckliches, ihr Grab nichts Grauenvolles mehr; weil wir über ihnen hinaus im Geiste die Gefilde der Seligen ausgebreitet sehen, in welchen wir nach einer kurzen Trennung von Neuem wieder an ihrer Seite wandeln und uns einer neuen Verbindung mit ihnen freuen werden, die nimmermehr ein Ende hat. Und wo wäre ein durch den Hingang der Seinigen zum Vater so tief daniedergebeugtes und so düsterer Trauer anheimgefallenes Gemüth, welches ein solcher Aufblick zur Ewigkeit von dem Grabe nicht mit de heitersten und seligsten Wonne erfüllen müßte? rDenn da sehen wir ja, wie einst der begeisterte Stephanus bei seinem Abschiede von der Erde, gleichsam den Himmel offen und in ihm Christum den Herrn, umgeben von allen unseren Lieben, die freudig der Stunde harren, zu welcher sie auch uns durch des Paradieses Pforten einführen können zum Genusse des ewigen Lebens.

Darum halte Dich fest an diesen köstlichen Trost, Du verlassene Gattin, die Du im treuen Gatten den edelsten Freund und zuverlässigsten Schutz auf der gefahrvollen Pilgerschaft durch dieses Erdenleben am finsteren Sarge beweinst. Haltet Euch fest an ihn, ihr bedauernswerthen Eltern! die ihr geliebten, hoffnungsvollen Kindern mit thränenfeuchtem Auge zur kühlen Gruft nachblickt. Haltet Euch fest an ihn, ihr verwaisten, jammerklagenden Kinder! die ihr den unersetzlichen Verlust des treulich sorgenden Vaters und der zärtlich liebenden Mutter, welche der unerbittliche Tod schonungslos und grausam aus Eurer Mitte hinwegführte, in seiner ganzen Größe empfindet. Haltet Euch Alle an ihn, die Ihr unter heißen Abschiedsthränen Euer Antlitz in den dichten

Schleier schmerzenvoller Trauer über den Hingang Derjenigen einhüllt, welche die Eurigen nennen zu dürfen, Ihr Euch stäts so glücklich priest. Denn dieser beseligende Trost heilt eben so kräftig als mild die Todeswunden, die Euern Herzen geschlagen wurden; schließt allen Euern Klagen sanft den Mund und erfüllt Euch durch und durch mit einer zwar wehmüthigen, aber heiligen Freude in dem Herrn Eurem Gott, mit einer heil'gen Freude, welche den Uebergang Eurer Lieben in jenes bessere Leben dann nicht mehr als unheilvolle Trennung, sondern als ein nothwendiges und heilsames Mittel der göttlichen Liebe zu Euerer ewigen Wiedervereinigung mit ihnen betrachtet.

Und wenn wir einst selbst im Begriff sind, in unsere bleibende Heimath überzugehen, wenn alle die Unserigen weinend unser Sterbelager umgeben und laut es dem Himmel klagen, daß wir sie verlassen müssen, o! so gießt jene edele, wahrhaft himmlische, Hoffnung eine erhabene und heilige Ruhe in unsere Herzen aus, welche uns vor einem kleinmüthigen und verzweiflungsvollen Einstimmen in ihre Trauerklagen schützt und uns in dem Augenblicke, in welchem unser sterbendes Auge bricht, tröstend ihnen zurufen lehrt: „Lebet wohl und weinet nicht! denn bald, ja bald, werden wir uns Alle wiedersehen." Dann befehlen wir, wie einst der scheidende Erlöser, freudig unsern Geist in des Vaters Hände. Unsere Scheidestunde von der Erde verklärt dann das Leuchten seines väterlichen Angesichts und des unsterblichen Geistes Trennung von der morschen Erdenhülle ist eine Nachfahrt des Auferstandenen zu des Himmels Herrlichkeit, wo wir, wie Er seinen Jüngern, dereinst allen unseren Lieben Wohnung machen und die Stätte bereiten, an welcher sie, auf ewig mit uns vereinigt, die Herrlichkeit des eingeborenen Sohnes

Gottes vom Vater schauen und ihn, der Leben und Seligkeit und unvergängliches Wesen für Alle die Seinen an das Licht gebracht hat, rühmen und preisen werden von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Vertrautwerden mit dem Tode.

So sehr man zu der Meinung berechtigt ist, daß die Betrachtung der Wohlthaten, welche der Tod für das Menschengeschlecht herbeiführt, der feste Glaube an eine ewige Fortdauer unserer Seelen und an ein Wiedersehen unserer Verwandten und Freunde in jener Welt, so wie die Hoffnung auf die künftige Seligkeit im Lande der Vollendung, alle Furcht und Bangigkeit vor dem Tode aus den menschlichen Herzen verscheuchen müßten: so lehrt doch die Erfahrung, daß selbst Diejenigen, welche den größten Trost aus jenen Beruhigungsgründen schöpfen, doch noch bei dem Gedanken an den Tod ein heimliches Grauen und Zagen nicht unterdrücken können. So auffallend das ist, so ist es doch leicht zu erklären. Es kömmt nämlich daher, daß sie sich mit dem Gedanken an Tod und Grab nicht vertraut genug machen. Angenehm ist es allerdings nicht, an den Tod zu denken; wenigstens nicht für Diejenigen, welchen das gegenwärtige Leben wohl gefällt. Darum vermeiden so Viele absichtlich Alles, was sie daran erinnern könnte. Dringt sich ihnen irgend einmal unwillkürlich eine Todesbetrachtung auf, so wenden sie alle nur möglichen Zerstreuungsmittel an, um dieselbe auf das Schnellste wieder aus ihren Seelen zu verbannen. Keine Unterhaltung ist ihnen unangenehmer

und lästiger als diejenige, welche den Tod zu ihrem Gegenstande macht. Augenblicklich werden sie dadurch verstimmt und gewöhnlich unterbrechen sie das Gespräch davon durch die Bitte: „Lasset uns von etwas Anderem reden; wozu jetzt so ernste Betrachtungen, die nur unsern Frohsinn stören und die wir ja noch oft und lange genug anstellen können." Es fehlt nicht an Menschen, welche keine Leiche sehen mögen und, wenn sie den Anblick einer solchen ja einmal nicht vermeiden können, das grauenvolle Bild derselben, wie sie selbst versichern, nicht wieder los zu werden im Stande sind. Der Gang auf einen Friedhof ist allerdings ein ernster Gang, aber gewiß keineswegs von der Art, daß Diejenigen Entschuldigung verdienten, welche sich immerwährend von diesem Orte entfernt halten. Unter den vornehmeren Ständen ist es, namentlich in den Städten, Sitte geworden, daß die Entschlafenen gerade von ihren nächsten Verwandten nicht zu Grabe geleitet werden und daß man die Unterlassung dieser schönen Pflicht damit entschuldigt: „Man werde den großen Schmerz, dem man sich dabei aussetze, nicht zu ertragen im Stande seyn." Ein eiteles Vorgeben übertriebener Empfindelei. Im Gegentheile lehrt ja die Erfahrung, daß Alle, welche dem Sarge ihrer Lieben folgen, den Friedhof mit beruhigterem Herzen und mit gefaßterem Muthe verlassen, als sie denselben betraten. Sie schaueten dabei dem Tode recht unverwandt in das Angesicht und wurden dadurch vertrauter mit demselben.

Es liegt ganz in der Natur unseres menschlichen Wesens, daß alles Ungewohnte einen sehr tiefen und zwar einen um so tieferen Eindruck auf uns macht, je unangenehmer es an sich schon unsere Sinne berührt. Oefteres Anschauen, öftere Beschäftigung damit nimmt ihm aber stäts einen großen Theil des

Abstoßenden, welches es anfänglich für uns hatte, und am Ende finden wir gar nichts mehr davon. Wie widerlich ist uns bei dem ersten Anblicke ein häßliches Gesicht und wie sehr fühlen wir uns von einem Menschen abgestoßen, dem die Natur dasselbe zugetheilt hat. Gleichwohl aber gewöhnen wir uns bald daran und am Ende wird es uns vielleicht gar wohlgefällig. Manche Verhältnisse des Lebens sind so unangenehm, daß Diejenigen, welche neu in dieselben eintreten, die Besorgniß hegen, daß sie denselben bald unterliegen würden. Nach und nach aber gewöhnen sie sich so daran, daß sie sie am Ende mit keinen anderen vertauschen wollen.

Eben so wird auch der Tod seine Schrecken für uns verlieren, wenn wir nur den ernsten Willen haben, uns an ihn zu gewöhnen und keine sich uns dazu darbietende Gelegenheit ungenutzt vorüber lassen. Darüber wollen wir einen ausgezeichneten französischen Gelehrten, Namens Montaigne hören, welcher im Jahre 1592 an einem höchst schmerzhaften Uebel, aber mit der größten Fassung und Ruhe, einer Frucht echter Weisheit, starb und über diesen Gegenstand in seinen Werken sich so vernehmen läßt:

„Damit wir dem Tode seinen besten Vortheil abgewinnen, so wollen wir einen ganz anderen Weg wandeln, als man gewöhnlich wählt. Wir wollen ihm das Fremde nehmen; wir wollen Bekanntschaft mit ihm machen; wir wollen uns an ihn gewöhnen und an Nichts so oft, als an den Tod gedenken. Wir wollen uns denselben in unserer Einbildungskraft alle Augenblicke und unter allen möglichen Gestalten vorstellen. Wir wollen, wenn das Pferd stolpert, wenn eine Dachziegel herabfällt, wenn wir uns mit einer Nadel stechen, gleich die Betrachtung anstellen: Wenn nun dieses das Leben kostete? Wir wollen bei Gastmälern und Lustbarkeiten unablässig

an unsere Sterblichkeit denken und dem Vergnügen zu keiner Zeit so sehr nachhängen, daß es uns nicht zuweilen einfallen sollte, auf wie vielerlei Art unsere Lust dem Tode ausgesetzt ist. So hielten es die Aegyptier, welche mitten unter ihren Schmausereien und ihrem Wohlleben den Gästen zur Warnung einen einbalsamirten Menschenkörper herein bringen ließen.

Es ist ungewiß, wo der Tod uns erwartet; darum wollen wir überall ihn erwarten. Die Vorbereitung zum Tode ist die Vorbereitung zur Freiheit. Wer eingesehen hat, daß der Verlust des Lebens kein Unglück ist, der weiß in seinem Leben von keinem Unglück. Die Kunst zu sterben befreit von aller Unterwürfigkeit und von allem Zwange."

Eine solche Bekanntschaft, ein solches Vertrautseyn mit dem Tode werden wir aber niemals erreichen, wenn wir nicht alle Gelegenheiten, welche es dazu gibt, fleißig benutzen. Daher dürfen wir keiner Unterredung über den Tod unser Ohr verschließen, sondern müssen im Gegentheil, so viel und so oft nur möglich ist, thätigen Antheil daran nehmen. Je öfter wir das thun, desto ruhiger und gleichgiltiger werden wir am Ende dabei seyn und Dinge, von welchen wir mit Ruhe und Gleichgiltigkeit reden und hören, verlieren für uns nach und nach das Schreckliche, welches sie früher für uns hatten. Man suche es ferner dahin zu bringen, daß man einer Leiche ohne inneren Schauder in das blasse und entstellte Angesicht schauen könne. Gewohnheit thut auch hier viel. Mag es anfangs noch so große Ueberwindung kosten, am Ende kostet es keine mehr. Jede Leiche ist ein Bild des Todes. Wer dieses ohne Grauen betrachten gelernt hat, wird auch bei dem Anblicke des Todes selbst nicht zittern, ja, ihn zuletzt sogar verachten lernen. Man frage darüber einen Krieger, der den Tod der Schlachten gesehen, und man wird

diese Meinung vollkommen bestätigt finden. Im ersten Kampfe, vorzüglich aber im Anfange desselben, sind manche Krieger nicht Herrn ihrer Sinne, fast bewußtlos lassen sie sich durch das allgemeine Getümmel mit fortreißen und sehen sie die ersten Tapfern an ihrer Seite fallen, so fürchten sie bei dem Sausen jeder Kugel, welches sie vernehmen, auch für sich selbst den Tod, und Schauder und Entsetzen flößen ihnen die verstümmelten Leichen ein. Getroster aber gehen sie schon in die zweite und in jede folgende Schlacht, denken fast gar nicht mehr daran, daß, wenn gleich Hunderte um sie her fallen, auch sie eine Kugel treffen könne; und bringen es, jemehr Erndtefelder des Todes sie betrachteten, um so sicherer zu völliger Todesverachtung. Es gab Krieger, welche unter dem ärgsten Kanonendonner ruhig ihre Pfeife schmauchten; Krieger, welche, wenn sie, ohne eine Bewegung vor- oder rückwärts in der Schlacht machen zu dürfen, während Dieser oder Jener ihrer Kampfgenossen von feindlichen Kugeln zerschmettert wurde, ruhig schliefen, oder sich ihre Mahlzeit bereiteten, oder unter Kartenspiel sogar die Zeit erwarteten, welche sie zum Vorrücken commandiren würde. Nicht gering war zu allen Zeiten die Zahl Derjenigen, welche sich auf jede bevorstehende Schlacht freuten und mit eben der Ungeduld in den Kampf eilten, mit welcher Andere zu Spiel und Tanze gehen. Hunderte, ja Tausende, opferten freiwillig ihr Leben, wo sie dasselbe leicht hätten erhalten können, und ließen sich, ohne das geringste Zeichen der Todesfurcht von sich zu geben, von der Uebermacht im eigentlichen Sinne des Worts in Stücke hauen.

So opferten sich im Alterthume dreihundert Spartaner mit ihrem Könige Leonidas freiwillig einem unvermeidlichen Tode für das Vaterland. Es kam ihnen darauf an, das gewaltige Perserheer im

Engpasse der Thermopylen aufzuhalten, damit für das Griechenheer Zeit gewonnen werde. Sie sahen den unvermeidlichen Tod, dem sie dort nicht entrinnen konnten, deutlich vor Augen, schmückten sich mit ihren besten Gewändern und zogen mit Muth und Freudigkeit an die Stätte ihres gewissen Todes, wo sie alle den Pfeilen der Feinde unterlagen, bis auf einen Einzigen, der die Kunde davon nach Sparta brachte, dafür aber, daß er nicht auch kaltblütig sein Leben dahin gegeben hatte, mit Schimpf und Schande empfangen wurde. Welch' eine ruhige und besonnene Todesverachtung von dreihundert edeln Kriegern!

An solchen Beispielen gleich ruhiger Todesverachtung ist das Alterthum reich; nicht weniger aber die neuere Zeit. Einige Beispiele davon mögen hier ihren Platz finden, zumal da man dem Alterthume in dieser Beziehung meistens fälschlich den Vorzug vor der christlichen Zeit gibt.

Im Jahre 1336 am 9. Julius gedachte das östreichische Heer, welches beinahe aus lauter wohlgerüsteten Rittern bestand, ein kleines Häuflein Schweizer, welches sich ihm entgegengestellt hatte, völlig zu vernichten. Letztere schwebten auch in der größten Gefahr und schienen wirklich ihrem Untergange rettungslos entgegen zu gehen. Da faßte ein edler Kampfgenosse derselben, Arnold von Winkelried, den Entschluß, wenigstens einen großen Theil seiner Mitkämpfer und dadurch zugleich auch sein Vaterland durch Aufopferung seines Lebens zu retten. Seinen Kampfgenossen Weib und Kind, das Liebste, was er auf der Erde hatte, empfehlend, stellte er sich an die Spitze der keilförmigen Schlachtordnung, welche dieselben gebildet hatten, und ermahnte sie, tapfer in die Lücke einzudringen, die er in der feindlichen Schlachtordnung bilden würde, und diese zu durchbrechen. Nun warf er seine Waffen weg, umfaßte

mit beiden Armen so viele feindliche Spieße, als er konnte, und drückte sie mit Riesenkraft gegen seinen eigenen Leib. Er wurde durchbohrt und im Fallen nahm er sie mit zur Erde. Die Schweizer drangen, entflammt von edeler Nacheiferung, in die unbewaffnete Stelle ein, sprengten dadurch die feindlichen Reihen aus einander und errangen den Sieg.

Welche Todesverachtung sich der große König Gustav Adolph von Schweden zu eigen gemacht hatte, mag folgende Thatsache beweisen: Bei der Bestürmung von Marienburg, dem festen Schlosse von Würzburg, stellte er sich hinter eine alte Mauer, hinter welcher er, um den Vorgang genauer zu beobachten, häufig hervorsah. Da fuhr eine Kanonenkugel hart neben ihm in die alte Mauer und bedeckte ihn mit Steinen nnd Kalk. Dennoch blieb er auf dem nämlichen Platze, obgleich noch mehrere Kanonenschüsse in dieser Richtung zu befürchten waren. Gleich darauf wurde ihm von einer Flintenkugel die Spitze von einem seiner ledernen Handschuhe hinweggenommen. Hundert Andere würden eine so gefährliche Stelle unverzüglich verlassen haben. Er aber sah dem Tode so kaltblütig in das Auge, daß er sich nicht einmal durch die Bitten seiner Generale vertreiben ließ.

In dem Kriege, welchen Kaiser Joseph der Zweite gegen die Türken führte, zeignete sich der bekannte Feldmarschall Mack bei folgender Gelegenheit durch seine ruhige Todesverachtung aus. Bei der Belagerung der türkischen Stadt Belgrad hatte er sich so angestrengt, daß er nicht mehr zu kämpfen im Stande war. Er hielt daher bei einem kleinen Häuschen an und erklärte: „Hier muß ich entweder zwei Stunden schlafen oder sterben." Als man ihn von diesem Entschlusse dadurch abzubringen suchte, daß man ihn auf die Gefahr eines plötzlichen Ueberfalls von Sei-

ten der Türken und auf den Umstand aufmerksam machte, daß nicht einmal eine hinreichende Wache zu seinem Schutze vorhanden sey, blieb er doch bei seinem Vorsatze und entgegnete lächelnd: „Zum Schlafen brauche ich eben so wenig eine Wache, als zum Sterben. Laßt mich nur allein! Wenn ich keine Ruhe bekommen kann, so ist es Eins, ob ich von einem türkischen Säbel, oder an Entkräftung sterbe."

Ein englischer Admiral Howe gab einen ähnlichen Beweis von Muth im Angesichte des Todes. Aengstlich rief man in seine Cajüte hinein: „Es ist Feuer im Schiffe, hart am Pulvermagazine!" Da hörte man ihn ganz gelassen sagen: „Wenn das wahr ist, so werden wir bald mehr von der Sache hören." Eben so gelassen legte er hierauf seine Uniform an und unterdessen eilte der Offizier, welcher den Feuerlärm bei ihm gemacht hatte, aus der Cajüte hinaus, kam aber, ehe der Admiral fertig war, mit der Botschaft zurück: „Fürchten Sie Nichts, das Feuer ist gelöscht." Mit seiner gewöhnlichen Ruhe erwiederte Howe dem noch todtenbleichen Officier: „Ich habe mich in meinem Leben nicht gefürchtet; sagen Sie mir doch, wie einem Menschen, der sich fürchtet, zu Muthe ist? Wie er aussieht, — danach frage ich nicht."

Im siebenjährigen Kriege, dessen Geschichte uns so viele Erzählungen glänzender Thaten und muthiger Todesverachtung überliefert hat, wurden während der Schlacht bei Leuthen einem preußischen Grenadiere beide Beine weggeschossen. Ein Oestreichischer Officier fand ihn ruhig seine Pfeife schmauchend und fragte erstaunt: „Wie ist es möglich, Kamerad! daß Du in diesem Zustande noch ruhig rauchen kannst? Der Tod ist Dir ja nahe!" Nun! antwortete der gemeine Soldat, was ist daran gelegen? Sterbe ich doch für meinen König!"

In demselben Kriege zeichneten sich auf diese Weise besonders die schwarzen Husaren aus. Ein Theil derselben mußte einmal unbeweglich das heftigste Feuer aushalten und gleich zu Anfang stürzten zwei von ihnen zerschmettert zu Boden. Da rief der Officier, zu dessen Commando sie gehörten, gelassen seinen Leuten zu: „Ruhig, meine Kinder! Nur ruhig! Wenn Einer fällt, immer gleich wieder geschlossen! Dazu stehen wir hier."

Vorzüglich reich an solchen Vorfällen war der Deutsche Freiheitskampf in den Jahren 1813 bis 1815. In der Schlacht bei Möckern wurden durch eine feindliche Kanonenkugel von einer der Preußischen Haubitzen die Vorderpferde sammt dem Knechte hinweggerissen. Sogleich mußte ein neuer Knecht mit frischen Pferden herbei und in wenigen Augenblicken nahm eine Kugel diesem Knechte den Kopf hinweg. Ein dritter, welcher an seine Stelle commandirt wurde, weicherte sich unter Zittern und Zagen, diesen gefährlichen Posten einzunehmen. Da sprang ein junger Landwehrmann aus dem Gliede hervor und rief unwillig: „Nun! wenn sich das alte Weib fürchtet, so will ich mich aufsetzen." Kaum war er aufgestiegen, als auch Er mit zerschmetterter Brust todt wieder vom Pferde stürzte. Sogleich sprangen drei von seinen Kameraden herzu und stritten sich förmlich um die Ehre, jene tödtliche Stelle einzunehmen. Der Sieger war so glücklich, ungeachtet die feindlichen Kugeln, die er gar nicht zu bemerken schien, ohne Unterlaß um ihn herum sausten, am Leben zu bleiben.

In der Schlacht bei Leipzig stieß ein preußischer Jäger auf dem sogenannten Roßplatze, als die Schlacht schon entschieden war, auf 700 Mann von der französischen Garde und ging, eine Cigarre im Munde, auf dieselben los, als ob kein Feind da wäre. Ein Franzose schoß nach ihm, traf jedoch nicht. Schnell

ergriff der Preuße seine bis dahin unter dem Arme getragene Büchse, tödete den Franzosen auf der Stelle, lud von Neuem und ging dann mit zweien seiner hinzugekommenen Kameraden, so ruhig, als ob gar nichts vorgefallen wär, nach der Nonnenmühle.

Nach der Schlacht bei Lützen mußte ein junger Preuße fünf Tage lang auf das Verbinden seines zerschmetterten Armes warten. Als es endlich dazu kommen sollte, war dieser schon in Brand gerathen. Das Ablösen desselben würde dem tapferen Jünglinge sein Leben erhalten haben; er ließ es jedoch nicht zu und erklärte: „Ich war auf den Tod gefaßt, ehe ich mein Vaterland verließ und in die Reihen seiner Vertheidiger trat. Für dieses und den König kann ich meine Hand nicht wieder brauchen; so will ich mich auch nicht von ihr trennen. Sie soll mit mir zugleich verwesen.“ Wirklich verstand er sich nicht zur Ablösung und mußte sterben.

Im Getümmel des Kriegs und der Schlachten bringt die außerordentliche Spannung, in welcher sich Geist und Körper dabei befinden, leicht einen solchen Muth und eine solche Todesverachtung hervor; aber auch das Leben ohne Waffen hat Kranke und Sterbende von gleich hoher Ruhe im Tode aufzuweisen, welche, weil sie nicht von außerordentlichen Umständen erzeugt wurde, als eine Frucht reiner Weisheit unsere Anerkennung in einem noch höheren Grade verdient.

Der berühmte Johann Huß, dieser edele Märtyrer der religiösen Wahrheit, schrieb kurz vor dem qualvollen Feuertode, zu welchem er verurtheilt war, an seine Anhänger und Verehrer in Böhmen: „Lieben Freunde! erlaubt mir diese Gelegenheit zu ergreifen, Euch zu ermahnen, daß Ihr auf Nichts in der Welt ein Vertrauen setzt, sondern Euch ganz dem Dienste Gottes weiht. Ich bin wohl berechtigt, Euch zu ermahnen, daß Ihr Euch nicht auf Prinzen, noch

auf irgend einen Menschen verlaßt; denn es ist keine Hilfe bei ihnen. Gott allein bleibt getreu und beständig; was er verspricht, das hält er gewiß. Nachdem ich mich bemüht habe, sein treuer Diener zu seyn, fürchte ich nicht von ihm verlassen zu werden. Ich hoffe vielmehr nach den Worten Christi: Du frommer und getreuer Knecht, Du bist mir über wenig getreu gewesen, — und wahrhaftig, mein Leben ist das Wenigste, was ich ihm darbieten kann, weil er mir es selbst gegeben, — ich will Dich über viel setzen, gehe ein zu Deines Herrn Freude! bald für meine vielen ausgestandenen Trübsale ewige Glückseligkeit und Ruhe zu genießen. Der Gott des Friedens und aller Himmel erhalte Euch. Dies ist ohne Zweifel der letzte Brief, den ich an Euch schreibe; ich habe Ursache zu glauben, daß man mich morgen abfordern wird, mit meinem Leben zu antworten. Jedoch auch hier tröste ich mich mit dem Troste Jesu Christi und fürchte mich nicht vor Denen, die den Leib töden, aber die Seele nicht töden können. Sigismund (der damals deutscher Kaiser war) hat in vielen Dingen fälschlich gehandelt. Gott aber verzeihe es ihm. Ihr habt gehört, in was für harten Ausdrücken er von mir geredet hat. Lebet wohl! Betet, daß Ihr nicht in Anfechtung fallet. Ich freue mich auf meinen Todestag. Suchet so zu leben, daß Ihr freudig sterben könnt." — Welch' eine Ruhe im Angesichte des so schmerzhaften und furchtbaren Feuertodes.

Mit der Ruhe eines wahrhaft Weisen starb auch der berühmte Oberhofprediger Reinhard in Dresden. Schon längere Zeit hatte er gekränkelt. Am Abende vor seinem Tode las er seiner Gattin gegen neun Uhr noch aus einer Reisebeschreibung vor, mußte aber damit bald aufhören, weil ihn Husten und Schlucken zu sehr angriffen. Um 10 Uhr ließ er sich

von seiner Gattin zu Bette bringen und schlief dann ruhig bis 12 Uhr, wo er Stickhusten bekam. Das Gefährliche desselben kennend, sagte er zu ihr: „Mache Dich gefaßt! Dies ist ein Stickfluß; nun kann es nur noch einige Stunden währen. Sollte ich etwa einschlafen, so glaube nicht, daß ich wieder erwache. Dann schlummere ich sanft hinüber." Darauf schlief er sanft eine halbe Stunde und Husten und Schlukken kamen nicht wieder. Ruhig und freundlich erwachte er und rief den Seinen zu wiederholten Malen zu: „Lebt Alle wohl! Lebt wohl!" Und bald darauf schlummerte er, wie er selbst gesagt, sanft hinüber.

Wer mit solcher Ruhe und Besonnenheit, mit solcher Heiterkeit und Zufriedenheit, so fern von allem Bangen und Zagen dem Tode entgegengeht, ist gewiß hoher Achtung und bei dem Scheiden von dieser Welt unserer vollen Nachahmung würdig. Auf eine noch ungetheiltere Bewunderung aber haben Diejenigen Anspruch, welche mit eben der Fassung und Seelenruhe da sterben, wo das Leben den höchsten Reiz für sie hat und wo sie die Welt unter den schrecklichsten Umständen verlassen müssen.

Auch von solcher Seelengröße möge hier ein Beispiel Platz finden. Johanna Gray, verwandt mit der königlichen Familie Englands, war durch ein erschlichenes Testament nach dem Tode des Königs Eduard VI. wider ihren Willen auf den Thron Englands erhoben worden, welchen sie jedoch an Maria, die Schwester des verstorbenen Königs, wieder abtreten mußte. Diese, ein rachsüchtiges und blutdürstiges Weib, ließ ihr, obgleich sie von der Unschuld derselben, so wie überhaupt von ihrem edeln Charakter überzeugt war, den Prozeß machen und sie zum Tode verurtheilen. Man sah ihr auf ihrem letzten Gange nicht die geringste Schwäche und Ver-

zagtheit an. Mit sicherer und vernehmlicher Stimme richtete sie an die Zuschauer eine lange Rede, in welcher sie nochmals ihre Unschuld klar bewies und die ruhigste Ergebung in ihr grauenvolles Schicksal aussprach. Unter Anderen sprach sie: „Ich stehe unter einem Gesetze, nach welchem ich verdammt worden bin. Ich habe die Königin in keiner Hinsicht beleidigt und deswegen will ich meine Hände in Unschuld waschen und meinem Gotte eine Seele, die von solcher Missethat rein ist, übergeben. Ich, sterbe, weil ich gezwungen zu einer Handlung meine Einwilligung gegeben habe, von welcher ich das Gesetz nicht verstand." Ihre letzten Worte waren: „Vater! in Deine Hände befehle ich meinen Geist." In demselben Augenblicke legte sie sich auf den Block und ihr schönes Haupt wurde vom Rumpfe getrennt.

Eine solche Fassung im Angesichte des Todes würden Alle erringen, wenn sie sich mit demselben eben so vertraut zu machen verständen. Außer dem immerwährenden Andenken an ihn, außer der lebendigen Vorstellung des Guten, welches er dem Menschengeschlechte bringt, und außer dem unerschütterlichen Glauben an Unsterblichkeit und Wiedersehen ist aber dazu das häufige Betreten der Gottesäcker ein vortreffliches Mittel. Denn auch mit den Stätten müssen wir vertraut werden, an welchen unser irdischer Leib der Erde wiedergegeben wird. Freilich sind viele Friedhöfe von der Art, daß sie einen Grauen erregenden Anblick darbieten. Grabhügel ohne Ordnung, wildes Gestrüpp und verfallene Denkmäler können stäts nur einen höchst unangenehmen Eindruck auf das menschliche Gemüth machen. Daher hat man auch in neuerer Zeit damit angefangen, den Friedhöfen eine freundlichere Gestalt zu geben. Man befleißigt sich, dieselben möglichst regelmäßig anzulegen, sichert sie durch gute Mauern und Umzäunun-

gen vor dem Eindringen des Viehs, hält auf eine geregelte Ordnung im Graben der Gräber, versieht diese mit geschmackvollen Denkmälern, bringt schöne Sandwege auf den Gottesäckern an, versieht sie mit regelmäßigen Anpflanzungen von Blumen und Ziersträuchen und hält sie so reinlich und nett, wie Lustgärten. Wo man sich der Begräbnißstätten mit solchem Fleiße und solcher Liebe angenommen hat, da haben sie auch ihre früheren Schrecken verloren und nicht selten bedient man sich ihrer da als anmuthiger Spatziergänge. Von vielen Orten Deutschlands und anderer Europäischen Länder läßt sich das rühmen; ja, auch von dem jungen Amerika. So z. B. von Boston in Nordamerika. Hier hat man einen überaus schön angelegten Begräbnißplatz. Obgleich sich auf demselben keine sehr kostbaren Denkmäler befinden, so sind doch sämmtliche Gräber mit kleinen Gärten oder Rasenplätzen umgeben, welche stäts in größter Ordnung gehalten werden. Die Anlage hat nicht blos bei den Bewohnern der Stadt, sondern auch bei den Landleuten der umliegenden Gegend den größten Beifall gefunden. Man besucht diesen Platz nicht nur, um sich einen lieblichen Ort für die ewige Ruhe auszuwählen, oder an der Grabstätte geliebter Verstorbener zu weilen, sondern es gibt auch Viele, welche diesen Begräbnißplatz blos als einen schönen und anmuthigen Spatziergang benutzen. An schönen Tagen fahren, wie die Bewohner von Boston, so auch die Landbauer aus den benachbarten Orten dahin und in der ganzen Umgegend gibt es keinen Ort, an welchem sich so viele Besucher einfänden.

Es liegt auf der Hand, daß man eine solche Verschönerung der Begräbnißplätze nicht blos aus Achtung gegen die Verstorbenen, die auf ihnen ruhen, sondern auch der Lebenden wegen sich zur Pflicht machen sollte. Um so unbegreiflicher ist es

daher, daß auch in unserer Zeit, in welcher man doch so Viel auf Verschönerungen wendet, die Friedhöfe in dieser Beziehung verhältnißmäßig immer noch auf unverantwortliche Weise vernachlässigt werden.

Eben so wenig geschieht im Allgemeinen noch für einen anderen, ähnlichen, höchst wohlthätigen Zweck; nämlich für die Verhütung des Lebendigbegrabens, oder für die Rettung Scheintodter. Fast überall bestehen Gesetze darüber, daß Verstorbene niemals vor Ablauf einer gewissen Frist beerdigt werden sollen. Ist aber diese Frist vorüber, so fragt man meistentheils nicht danach, ob an der Leiche die Merkmale der Verwesung sichtbar sind, sondern bestattet sie ohne Weiteres zur Erde. Wie leicht ist daher ein Wiedererwachen im Grabe möglich! Daher hat man hin und wieder, und zwar vornämlich in Städten, sogenannte Leichenhäuser errichtet, in welche die Verstorbenen gebracht und wo sie auf das Genaueste beobachtet werden, bis die wirkliche Verwesung sich zeigt, vor deren Eintritte eine Leiche, hätte sie auch schon lange über die gesetzliche Zeit gelegen, in keinem Falle beerdigt wird. Man hegt noch große Vorurtheile gegen solche Anstalten und will ihnen hin und wieder die Entschlafenen durchaus nicht anvertrauen. Aber gewiß mit Unrecht, wenn man nur den einzigen Umstand berücksichtigt, daß man ihnen hier eine unausgesetzte Aufmerksamkeit in mäßig erwärmten Zimmern widmet, während man sie sonst gewöhnlich in einen dunkelen und zur Zeit des Winters so kalten Behälter bringt, daß sie da, wenn sie nur scheintodt sind, zuverlässig sterben müssen und bei einem möglichen Wiedererwachen dem schrecklichsten Ende preisgegeben sind.

Daher ist für Viele der Gedanke an den Tod auch darum schrecklich, weil sie sich vor einem möglichen Lebendigbegrabenwerden und Wiedererwachen

fürchten. Aber auch dagegen kann sich jeder Einzelne sichern. Er verordne nur, daß man ihn nicht früher, als nach wirklich eingetretener Fäulniß, zur Erde bestatte. Wollten Verwandte einen solchen letzten Willen nicht ehren, so müßten sie in der That zu den verworfensten und gewissenlosesten Geschöpfen gehören. Ich mache mir deswegen keinen Kummer und sehe auch darum ruhig dem Tode entgegen. Der Gedanke an ihn hat nichts Schreckliches für mich, sondern versetzt mich höchstens in eine ernste, für die würdige Anwendung meines Lebens höchst heilsame Stimmung. Einen Sarg betrachte ich mit der nämlichen Ruhe, wie jedes andere Produkt des Tischlers und bebe selbst da nicht, wo ich mir denke, daß ich in denselben hineingelegt werden könnte. Glücklich wäre die Welt, wenn Alle es dahin brächten. Diese Aufgabe ist nicht zu hoch; mit leichter Mühe habe ich sie gelöst. Viele haben es hinsichtlich ihrer Befreundung mit dem Tode noch weiter gebracht. Die Anzahl Derjenigen ist nämlich nicht gering, welche sich schon bei ihrem Leben ihren Ruheplatz auf dem Friedhofe wählten, sich ihr Grab mauern und ihren Sarg fertigen ließen. Vom Römischen Kaiser Maximilian I. ist es bekannt, daß er die fünf letzten Jahre seines Lebens seinen Sarg auf allen seinen Reisen mit sich nahm. Kaiser Karl V. veranstaltete, was allerdings sehr sonderbar ist, noch bei seinem Leben sein Leichenbegängniß und sah den dabei beobachtenden Feierlichkeiten ruhig aus einem Fenster seines Schlosses zu. Das auffallendste Beispiel dieser Art gab aber ein Bischoff, Namens Genebald, welcher sieben Jahre lang, um sich an jedem Abende und an jedem Morgen recht lebhaft an seinen Tod zu erinnern und ganz gleichgiltig gegen ihn zu werden, alle Nächte in einem Sarge schlief.

Suchen wir auf ähnliche Weise mit dem Tode vertraut zu werden, so hat das Grab für uns nichts Schreckliches mehr. Hier ist ja das Ziel aller Mühe und aller Noth dieser Erde; das stille Lager, von welchem uns die lästigen Störungen der Welt nicht wieder aufschrecken werden; der Hafen, in welchem wir einst mit Allen, die auf dem stürmischen Meere dieses Lebens unter Angst und Sorgen mit uns umhergetrieben werden, ununterbrochene Ruhe und Sicherheit finden. Hier erwarten uns unsere Lieben, die vor uns schon an diesen Ort des Friedens einliefen, um uns in die reizenden paradiesischen Gefilde unseres neuen ohne Aufhören glücklichen Vaterlandes einzuführen.

Ja, stilles Grab! heilige Stätte des Friedens! Deine stille Behausung wird uns Alle umschließen. Hast Du uns aufgenommen, wie wohl, ja, wie unendlich wohl wird uns dann seyn! Vielleicht ziehen wir erst spät zu Dir ein, wenn uns eine lange Reise durch dieses Erdenthal beschieden ist, vielleicht aber auch schon bald, vielleicht in wenigen Tagen schon. Der Leib, der uns umkleidet, ist uns werth und theuer; darum gib ihm eine sanfte Ruhe, einen sanften Schlummer, bis er zu Staub und Asche geworden ist. Den bessern Theil unseres Wesens bergen wir nicht in Deinem Schooße. Er gehört nicht der Verwesung an. Unsere unsterblichen Geister, die von Gott kamen, kehren wieder zu Gott in ihre Heimath zurück.

Nimm sie auf, Vater der Geister! und führe sie in die Wohnungen ein, die bei Dir uns bereitet sind vom Anbeginne der Welt an, zu ewigen Frieden, zu ewiger Freude. Dort laß uns Dein heiliges Ebenbild, zu dem Du uns geschaffen hast, in himmlischer Vollkommenheit erreichen. Dort laß an Weisheit und Heiligkeit uns Dir ähnlich werden. Dort beschere

uns die unendliche Wonne, alle unsere entschlafenen Lieben als vollendete und selige Geister wieder zu finden.

In diesem Glauben, in dieser Hoffnung, legen wir unsere Häupter zur Ruhe nieder und begrüßen den Tod als einen willkommenen Freund, nicht als einen finsteren Boten des Schreckens.

Anhang.

Enthaltend: Gedichte über Tod, Grab, Unsterblichkeit und Wiedersehen.

---

1. Sehnsucht nach dem Jenseits.

(von G. Böttcher.)

Wohl bietet uns die Erde viel der Freuden
Und senkt den Himmel in des Menschen Brust;
Wenn Glaube, Liebe, Hoffnung ihn begleiten,
Erschließt sich ihm die Quelle süßer Lust.
Doch ungestört blüht nie das Glück hienieden,
Zur Freude tritt gar oft der bittre Schmerz;
Nur Jenseits wohnet ungetrübter Frieden;
D'rum nach dem Himmel sehnet sich das Herz.

Schön schmückt Natur sich mit dem Feierkleide
Und Jedem reicht sie ihren Blüthenkranz;
Das Auge schaut entzückt in ferne Weite,
Wenn Alles wiederstrahlt im Sonnenglanz.

Doch Alles, was uns ird'sche Wonne spendet,
Sinkt bald verwelkt in stille Winternacht;
D'rum dahin, wo der Frühling nimmer endet,
Nach Oben zieht's das Herz mit Zaubermacht.

Für Licht und Wahrheit glühen fromme Seelen,
Bekämpfen stäts, was Schein und Irrthum heißt,
Mit der Vernunft das Rechte zu erwählen,
Die stäts des Wahnes dunkle Nacht zerreißt.
Doch was wir suchen, finden wir hier selten,
Ob auch zum Ziele strebt des Denkers Lauf.
D'rum blickt das Auge nach den bessern Welten,
Dort erst geht leuchtend uns die Wahrheit auf.

Und ob wir auch nach der Vollendung trachten,
Das Gute bleibt hier immer mangelhaft;
Und was wir auch in Christi Geist vollbrachten,
Es fehlt die Einheit, die Vollkommenschaft.
Ach! wird denn nie das Unvollkomm'ne enden?
O fasse Muth! vertrau' dem Wort des Herrn!
Nach Jenseits mußt Du Deine Blicke wenden;
Dort glänzt der Tugend nebelfreier Stern.

Für edle Freiheit ist der Mensch geboren,
Und Schmach ist's, wen die Sclavenkette drückt;
Nach Freiheit ringt, wer dieses Glück verloren,
Weil knechtisch nie der freie Sinn sich bückt.
Was tröstet Die, die Sclavenfesseln tragen,
Weil sie für Gott und Vaterland gekämpft?
Im Himmel wird die volle Freiheit tagen,
Die weder Machtgebot, noch Herrscher kennt.

Umwölkt der Kummer unsre Erdentage,
Schaut in die Zukunft bang der trübe Blick,
Entpreßt der Schmerz dem Innern manche Klage,
Entfloh uns manches süß geträumte Glück;

Zu bessern Sternen schauen wir mit Freuden,
Die freundlich leuchten mit dem Friedenslicht.
Nicht zieh'n mit uns nach Jenseits unsre Leiden;
Das ist des Frommen Glaubenszuversicht.

Und was wir hier mit treuer Lieb' empfangen,
Das trennt von uns des Todes dunkle Nacht;
Und ob wir innig auch am Leben hangen,
Bald, bald ist unser Tagewerk vollbracht.
Getrost! nicht abwärts — aufwärts gehn die Pfade,
Dem Abend folgt des Himmels Morgenroth,
Der Geist schwingt sich zu höherm Lichtgestade
Und fromme Liebe weiß von keinem Tod.

O seyd willkommen mir, ihr heilgen Stunden!
Die ihr so oft das Herz nach Jenseits weis't;
In euch hab' ich das schönste Glück gefunden,
Das keine Erdentäuschung mir entreißt.
Für Jenseits leben und den Lauf vollendet,
Strömt süßer Friede in die Brust mir zu;
Und ob sich treulos Alles von mir wendet,
Die Himmelssehnsucht bringt mir Himmelsruh.

---

2. Das Grab.

(von Salis.)

Das Grab ist tief und stille
Und schauderhaft sein Rand;
Es deckt mit seiner Hülle
Ein unbekanntes Land.

Das Lied der Nachtigallen
Tönt nicht in seinem Schooß.

Der Freundschaft Rosen fallen
Nur auf des Hügels Moos.

Verlaß'ne Bräute ringen
Umsonst die Hände wund;
Der Waisen Klagen dringen
Nicht in der Tiefe Grund.

Doch sonst an keinem Orte
Wohnt die ersehnte Ruh.
Nur durch die dunk'le Pforte
Geht man der Heimath zu.

Das arme Herz, hienieden
Von manchem Gram bewegt,
Erlangt den wahren Frieden
Nur, wenn es nicht mehr schlägt.

---

3. Der Gottesacker, im Vorfrühling.

(von Salis.)

In des Geisterreiches Stille
Tobt kein Sturm der Leidenschaft
Und des Guten reiner Wille
Lohnt sich durch erhöhte Kraft.
Seelen, fremd im öden Thale
Der umschränkten Wirklichkeit,
Fanden froh die Ideale
Seliger Vollkommenheit.

Ihre Schwächen sind vergessen;
Groll und Zwietracht ruht versöhnt,
Wo die Ruhe mit Cypressen
Der Gekränkten Stätte krönt.

Aus des niedern Neides Schranke,
Zu des Friedens Höh' entrückt,
Reizt sie nie der Bosheit Ranke,
Die des Edeln Pfad umstrickt.

Kühler Rasen überschleiert
Sorgsam der Verwesung Spur;
Auf des Moders Halle feiert
Frühlingsfeste die Natur;
Und die Thräne der Empfindung,
Wenn ihr Grabgeläut' verklingt,
Schmückt die Kette der Verbindung,
Die in's Geisterreich sich schlingt.

Auf den Gräbern unsr'er Väter
Sprießt des Erdrauchs Purpurstrauß,
Ein entwölkter laut'rer Aether
Ueberwölbt ihr enges Haus.
Auf vermorschter Särge Reste,
Auf zerbröckeltes Gebein,
Wallt durch weiße Blüthenäste
Gold'ner Frühlingsmorgenschein.

Selbst, wo rasenlos und mürbe
Sich ein neuer Hügel hebt,
Wo man Den, der heute stürbe,
In die Reihe hin begräbt,
Wird der Grund sich bald behalmen.
Wo jetzt Wermuthsstengel stehn,
Hebt die Hoffnung Siegespalmen
Für das große Wiedersehn.

Drückt Euch dicht, ihr Epheuzweige!
An der Dulder stilles Grab.
Schlaffe Trauerweide! neige
Dein Gelocke tief herab,

Flattert d'rüber, Hängebirken!
Dämpft den Tag umher durch Laub;
Und Natur! mit leisem Wirken
Wandl' in Blumen ihren Staub.

---

4. Gedanken auf einem Kirchhofe.

(aus der Zeitschrift Minerva, Jahr 1811.)

Geweihter Ort, wo Himmmelssaat
Dem großen Erndtetage
Entgegen reift, sey mir gegrüßt,
Du Ort, wo jede Klage
Verstummt, wo Mancher Ruhe fand,
Der sie auf Erden nie gekannt.

Zwar flossen hier der Thränen viel,
Wenn von des Freundes Herzen
Den treusten Freund das Schicksal rief. —
Mit tief gefühlten Schmerzen
Hab' ich auch selbst um manchen Freund
Die Abschiedsthräne hier geweint.

Doch, Schlaf ist ja des Menschen Tod,
Er schaffet Ruh den Müden,
Nimmt Leidenden die Bürde ab
Und bringt zum ew'gen Frieden.
Weint, Freunde! nicht; denkt: Wiedersehn!
Die Todten werden auferstehn.

Belebend sinkt ein Sonnenstrahl
Auf diese Gräber nieder,
Und was hier schläft, erwachet dann
Zum bessern Leben wieder.

Im Winter ſtarb die Roſe. Seht!
Sie blüht vom Frühlingshauch umweht.

Und was man hier der Erde gibt,
Iſt nur des Geiſtes Hülle.
Unſterblich iſt des Menſchen Geiſt.
Vernunft und guter Wille
Begleiten, wenn die Hülle fällt,
Den Geiſt in eine beſſ're Welt.

D'rum kann mein Blick vom Leichenfeld
Zum Himmel ſich erheben.
Und winkt auch mir das kühle Grab,
Werd' ich nicht ängſtlich beben.
Ich pflückte in der Blüthenzeit
Die Blume der Unſterblichkeit.

Was ihr einſt war't, das bin ich jetzt,
Ein Pilger dieſer Erden.
Was Ihr, entſchlaf'ne Brüder! ſeyd,
Werd' ich vielleicht bald werden.
Nur dann — durch's Todesthal eil'ſt Du,
Mein Geiſt, dem Vaterlande zu.

Doch Dem nur wird der Uebergang
Zu jenem Vaterlande,
Der Weg zum Heil, der edel hier
Des Laſters Sclavenbande
Zerriß, der in der Prüfungszeit
Sein Herz der Tugend hat geweiht.

Auf Gräbern der Entſchlaf'nen ſey
Der Tugendbund auf's Neue
Verſiegelt; hier gelobe ich
Der Tugend ew'ge Treue;
Und heilig ſey mir jede Pflicht,
Bis einſt mein ſterbend Auge bricht.

5. Das Grab.

(von Mahlmann.)

Selig die Todten!
Sie ruhen und rasten
Von quälenden Sorgen,
Von drückenden Lasten,
Vom Joche der Welt und der Tyrannei —
Das Grab, das Grab macht allein nur frei.

Ueber der Erde
Da walten die Sorgen;
Im Schooße der Mutter
Ist Jeder geborgen.
O Macht des Todes! Du bettest weich —
Das Grab, das Grab macht allein nur gleich.

Land der Verheißung!
Du führest die Müden
Nach brausenden Stürmen
Zum seligen Frieden.
Wenn Freude verschwindet, wenn Hoffnung verläßt,
Das Grab, das Grab hält der Anker fest.

Wieder sich finden
Und wieder umarmen
Und wieder am Herzen
Geliebter erwarmen
Und ewig zu leben im süßen Verein, —
Das Grab, das Grab wird uns All' erfreun.

Kränzet die Thore
Des Todes mit Zweigen!
Und tanzt um die Gräber
Den fröhlichen Reichen!
Und steuert muthig zum Hafen hinein. —
Das Grab, das Grab soll Triumphthor seyn.

6. Was ist der Tod?
(von Krummacher.)

Was ist der Tod?
Der letzte Feind, der uns bedroht.
Er kämpfet, fällt und liegt im Staube
Und über ihm frohlockt der Glaube.

Was ist der Tod?
Der letzte Bissen täglich Brod
Des Pilgers an dem Ziel der Reise;
Dann freut er sich der Himmelsspeise.

Was ist der Tod?
Das Ende aller Angst und Noth,
Entlassung aus dem Joch der Erde,
Auf daß der Knecht ein Bürger werde.

Was ist der Tod?
Die Dämm'rung vor dem Morgenroth.
Die Dämm'rung muß dem Lichte weichen,
Das Morgenroth die Nacht verscheuchen.

Was ist der Tod?
Erlösung von dem Zwanggebot
Des Fleisches und der Sündentriebe,
Ein Heimgang in das Reich der Liebe.

Was ist der Tod?
Ein Engel, den der Herr entbot,
Daß Tod zu Leben, Schmach zu Ehre,
Zum Schau'n der Glaube sich verkläre.

7. Trost am Grabe.

(von Voß.)

Trockne Deines Jammers Thränen;
Heit're Deinen Blick!
Denn es bringt kein banges Sehnen
Ihn, der starb, zurück.
Ach! die holde Stimm' und Rede
Und der Lieblichkeiten jede
Und sein freundliches Gesicht
Ruht im Grab' und kehret nicht.

Gleich des Feldes Blumen schwindet
Alles Fleisch umher;
Trauernd sucht der Freund und findet
Seinen Freund nicht mehr.
Vor dem welken Greis' am Stabe
Sinkt der Jüngling und der Knabe;
Vor der Mutter sinkt in's Grab
Oft die junge Braut hinab.

Gleich des Feldes Blumen werde
Alles Fleisch verstäubt;
Nur der Erdenleib wird Erde,
Sein Bewohner bleibt.
Ja, du lebst, Geliebter! lebest
Ueber Sternen, oder schwebest
Mitleidsvoll um Deinen Freund,
Der an Deinem Grabe weint.

Diese Kräfte dieses Trachten
Zur Vollkommenheit;
Dieses Vorgefühl, dies Schmachten
Nach Unsterblichkeit;
Dieser Geist, der Welten denket,
Würde mit in's Grab gesenket?

Und geschaffen hätte Gott
Dieses Alles nur zum Spott?

Nein, nicht spottend, nicht vergebens
Schufst du, Gott! Dein Bild;
Lieb' und Weisheit hat des Lebens
Geist in Staub gehüllt.
Diese Hülle wird zertrümmert
Und die freie Seele schimmert
Zu der höhern Geister Chor
Immer herrlicher empor.

Auf! von Moder und Verwesung
Blick' hinauf, mein Geist!
Wo im Friedensthal Genesung
Alles Jammers fleußt;
Wo nicht Krieg, Erdbeben, Fluthen,
Hunger, Pest und wilde Gluthen,
Wo nicht Trennung mehr, noch Tod,
Liebenden, Geliebten, droht.

Ach des Wonnetags, der wieder
Ewig Freund und Freund,
Eltern, Kinder, Schwestern, Brüder,
Mann und Weib vereint!
Wann, gelehrt von Himmelsweisen,
Wir des Vaters Liebe preisen,
Der aus Irrthum, Schmach und Gram
Uns in seine Ruhe nahm.

Bald vielleicht, ach! bald verschwunden
Ist auch meine Zeit
Und die letzte meiner Stunden
Kommt vielleicht noch heut'.
O! laßt Gottes Weg uns wandeln,
Immer gut und redlich handeln,

Daß wir, ruft der Vater nun,
Fröhlich hingehn, auszuruhn.

---

8. Vollendung.

(von Matthisson.)

Wenn ich einst das Ziel errungen habe,
In den Lichtgefilden jener Welt,
Heil der Thräne dann an meinem Grabe,
Die auf hingestreute Rosen fällt.

Sehnsuchtsvoll, mit hoher Ahnungswonne,
Ruhig, wie der mondbeglänzte Hain,
Lächelnd, wie bei'm Niedergang der Sonne,
Harr' ich göttliche Vollendung! Dein.

Eil', o eile! mich emporzuflügeln,
Wo sich unter mir die Welten drehn,
Wo im Lebensquell sich Palmen spiegeln,
Wo die Liebenden sich wiedersehn.

Sclavenketten sind der Erde Leiden;
Oefters ach! zerreißt sie nur der Tod.
Blumenkränzen gleichen ihre Freuden,
Die ein Westhauch zu entblättern droht.

---

9. Tod und Leben.

(von Lohbauer.)

Es tönet so warnend aus schaurigem Grab:
Einst mußt Du hinab

Und kehrest in's Leben
Nie wieder zurück;
So will's dein Geschick;
Vernimm es mit Beben!

Es tönet so traurig aus dämmernder Gruft,
Wie flüsternde Luft:
Die Tage zerrinnen
Und kommen nicht mehr,
Sie schleichen daher
Und eilen von hinnen.

Es tönt aus dem Thale des Todes so bang,
Wie Unkensang:
Was Menschen erthürmen,
Zertrümmert die Zeit;
Die Bauenden weiht
Ihr Loos den Gewürmen.

Es tönet hervor aus der Stätte der Ruh:
Mir wandert ihr zu,
Ihr Sterblichen Alle.
Nach Jammer und Noth
Erschließt euch der Tod
Die friedliche Halle.

Es tönet herauf aus dem Schooße der Nacht:
Ich höhne die Macht
Ergrimmter Despoten!
Sie reichet nicht weit.
Ein And'rer gebeut
Im Reiche der Todten.

Einst umwehn — — gebleichte Locken
Uns; die Schauer des Todes wehn das reife
Laub des Lebens hinab, hinab in's stille Dunkel des
Grabes.

Doch den Winter besiegt der Frühling wieder.
So das Leben den Tod. Jenseits der Urne
Blüht uns ein ewiger Lenz im nie entlaubten Tempe des Friedens.

---

10. Trost.

(von Neuffer.)

Weine nicht,
Wenn auch Wetter, schwül und dicht,
Deinen Wanderpfad umgeben.
Lerne Deinen Blick erheben,
Bis die Sonn' aus Wolken bricht.

Weine nicht,
Wenn Dir Hohn die Bosheit spricht.
Edelmuth und Eigenwürde
Leichtern jede Schmach und Bürde,
Und ein Gott hält einst Gericht.

Weine nicht,
Wenn der Läst'rung Natter sticht.
Unschuld tilgt den Schlangengeifer.
D'rum mit Deinem Tugendeifer
Weiche nie von Recht und Pflicht.

Weine nicht,
Wenn der Hoffnung Anker bricht.
Nach den Sternen mußt Du streben;
Auf das Glück im Erdenleben
Thut ein weises Herz Verzicht.

Weine nicht,
Wenn kein Fleiß die Frucht verspricht.

Nicht die Zeit kann dir vergelten;
Schau empor in beß're Welten,
Wo die Treue Kränze flicht.

Weine nicht,
Wenn dein Herz im Tode bricht.
Dann verbluten alle Wunden;
Wenn der Geist, dem Staub' entschwunden,
Eilt zum reinen Aetherlicht!
Weine nicht!

---

11. Ewigkeit.

(von Schreiber.)

Was werd' ich seyn, wenn unser Traum von Tagen
Auf immer einst dem Blick vorübereilt?
Bewußtlos, oder kühn, den neuen Blick zu wagen,
Der Geist nicht mehr in diesen Räumen weilt?
Werd' ich vergehn, wenn diese Welt verschwindet,
Zerrinnen in den Staub, der mich umhüllt?
Wirst Du, o Ahnung! die mein Herz empfindet,
Du heißer Durst nach Seligkeit gestillt?

Werd' ich, der Gottheit ein verwandter Funken,
Hinstreben zu dem Urquell ihres Lichts?
Ach! oder in Vergessenheit versunken,
Herniederschauen in das alte Nichts?
Werd' ich die Wünsche, das geheime Sehnen,
Das oft den tiefen Busen mir geschwellt,
Und die Erinnerung an Lust und Thränen
Mitnehmen in die unbekannte Welt?

Ich schau' empor zu unermeßnen Fernen,
Unendlicher! in Deine Ewigkeit.

Ein Licht des Trostes quillt von jenen Sternen
Hernieder in die trübe Nacht der Zeit.
Ich ahne dich, ich fühle deine Nähe,
Das Weltall ruht an deiner heil'gen Brust;
O! willst du, daß des Staubes Sohn vergehe,
So nimm ihm auch den Vorschmack deiner Lust.

Daß keine Hoffnung seine Brust beflügelt,
Wenn ihm der Schmerz das Süßeste geraubt,
Und keine Ahnung seine Triebe zügelt,
Die an den ew'gen Ernst des Lebens glaubt.
Daß, schwelgend in der Freude Vollgenüssen,
Er nur das Heilige der Sitten ehrt
Und ohne Drang zu glauben und zu wissen,
Den Augenblick der Wonne nie zerstört.

Nein! dieses Geistes ewig rege Fülle,
Sie wird im Tod nicht spurlos untergehn.
Unendlich ist des Menschen Kraft und Wille,
Strebt er empor zu der Vollendung Höhn.
Zu mächtig ist sein Flug für diese Stunden,
Zu stark sein Geist für diesen eiteln Traum.
Nie hat der Sterbliche sein Ziel gefunden
Und kühn durchmißt er den gebot'nen Raum.

Ich werde seyn; — an welches Land des Lebens
Mich auch das waltende Verhängniß knüpft.
Wohin es ruft, sein Ruf ist nicht vergebens;
Umsonst bin ich dem Staube nicht entschlüpft.
Es muß der Geist ein Höheres umfassen;
Nicht rückwärts geht die Bildung der Natur;
Was ihr gedient, sie strebt es zu umfassen;
Denn auf zur Gottheit trägt sie ihre Spur.

12. Bestimmung.
(von Voß.)

Nicht eitler Sinne Zeitvertreib,
Ward uns verliehn das Leben.
Zu Gott emporzustreben,
Ward eingepflanzt der Geist dem Leib.

Wir müssen, müssen vorwärts gehn,
Wie Wahn und Trug auch toben.
Uns hat, zum Himmel aufzusehn,
Gott selbst das Haupt erhoben.

D'rum wank' und fall' es links und rechts;
Wir sind unsterblichen Geschlechts;
Das Vaterland ist oben.

---

13. Unvergänglichkeit.
(von Schiller.)

Leicht verschwindet der Thaten Spur
Von der sonnenbeleuchteten Erde,
Wie aus dem Antlitz die leichte Geberde; —
Aber Nichts ist verloren und verschwunden,
Was die geheimnißvoll waltenden Stunden
In den dunkelschaffenden Schooß aufnehmen. —
Die Zeit ist eine blühende Flur,
Ein großes Lebendiges ist die Natur,
Und Alles ist Frucht und Alles ist Saamen.

Heilig, heilig, heilig bist Du, Gott der Gruft!
Wir verehren liebend Dich im Schmerz.
Erde mag zurück in Erde stäuben.

Fliegt der Geist doch aus dem morschen Haus.
Seine Asche mag der Sturmwind treiben,
Seine Liebe dauert ewig aus.

---

14. Unsterblichkeit.

(von Demme.)

Unsterblichkeit! Gedanke, der den Geist
Des Sterblichen belebt,
In Trübsal ihn dem finstern Gram entreißt
Und zu den Sternen hebt;
Du strahlst, mehr als die Sonne,
Mir Licht und Wärme zu.
Mein Glück und meine Wonne,
Mein ganzer Stolz bist du.

Ich daure fort, auch wenn der Leib zerfällt;
Sonst wäre Leben Qual.
Die Seele kommt in einer bessern Welt
In Freuden ohne Zahl.
Es stammt vom Gott des Lebens
Dies süße Vorgefühl.
Er gab mir's nicht vergebens;
Ich seh' mein höh'res Ziel.

Vernichtet wird im Reiche der Natur
Auch nicht der kleinste Staub.
Wie, hältst Du denn des Menschen Seele nur
Für der Vernichtung Raub?
Der uns das Seyn gegeben,
Erhält was er uns gab,
Schafft aus Verwesung Leben,
Lockt Keime aus dem Grab.

Ich dau're fort! Es ſtrebt in mir ein Drang
Zur Thätigkeit ſchon früh;
Und wenn ich hier mit allen Kräften rang,
Dies Ziel erreicht' ich nie.
Wozu der Muth? dies Streben?
Der Keim von hoher Kraft?
Für dieſe Spanne Leben? —
Wie klein, wie räthſelhaft.

Hier ſtrebt der Geiſt nach Wahrheit und nach Licht
Doch Wahn und Irrthum
Hemmt des Forſchers Lauf — er findet ſie hier nicht;
Ihm bleibt ſo Vieles fremd.
Ach! dieſer Durſt nach Wahrheit
Wird einſt gewiß geſtillt
Dort, wo in größter Klarheit
Der Quell der Wahrheit quillt.

Wie wird hier oft der wahre Tugendfreund
Verkannt, verfolgt, geſchmäht,
Indeß im Glück der freche Tugendfeind
Sein frevelnd Haupt erhöht.
Dort über Sternen thronet
Er, der Gericht einſt hält.
Die Tugend wird belohnet
In einer beſſern Welt.

Es ſtirbt die Flur im Winterſchlaf dahin;
Die Bäume ſtehn entlaubt.
Der Lenz erwacht und die Gefilde blühn,
Der Wald bekränzt ſein Haupt.
O ſchönes Bild vom Leben!
Du Flur im Frühlingskleid!
Mein Haupt werd' ich erheben
Im Lenz der Ewigkeit.

14. Hoffnung der Unsterblichkeit.
(von Spalding.)

Des Todes Grau'n, des Grabes Nacht
Flieht, Herr! vor deiner Wahrheit Macht.
Mein Geist, erhellt von deinem Licht,
Bebt vor des Leib's Zerstörung nicht.

Es falle nur die Hülle hin,
Wo ich hier eingeschlossen bin.
Ich selbst, dann freier, als zuvor,
Schwing' aus den Trümmern mich empor.

Ein inn'res, mächtiges Gefühl
Verkündet mir ein höh'res Ziel.
Dies Sehnen nach Vollkommenheit
Ist sich'rer Ruf zur Ewigkeit.

Dich, Höchster! hab ich hier erkannt,
Voll Liebe Vater dich genannt.
In dieser Seelenwürde liegt
Ein Hoffnungsgrund, der nimmer trügt.

Wohl uns, daß Jesu Unterricht
So trostreich hiervon zu uns spricht.
Wie herrlich wird der Menschheit Werth
Durch diese Aussicht aufgeklärt.

Glückselig'e Aussicht auch für mich!
Voll Muth's hebt meine Seele sich.
Ich seh' im Geist des Christen Lohn,
Ich sehe meinen Himmel schon.

Da find' ich, was dein guter Rath
Mir unbewußt geordnet hat,
Betrachte mit entzücktem Blick
Mein schön entwickeltes Geschick.

Viel Freude gabst du mir schon hier;
O Gütiger! wie dank' ich's dir?
Oft kam aus bitt'rem Ungemach
Doch größere Versüßung nach.

So hat schon dieser Kindheitsstand
Der bessern Hoffnung Unterpfand.
Die Liebe, die uns hier beglückt,
Die bleibt und segnet unverrückt.

Des heitersten Vertrauens voll,
Erwart' ich, was ich werden soll.
Wenn künftig weder Schuld noch Noth
Der schnellen Reifung Schaden droht.

Mir wird der Tod, den Frevler scheun,
Geburt zum edlern Leben seyn.
Durch Kraft von Gott besiegt mein Herz
Der Krankheit Last, der Trennung Schmerz.

Wenn hier von uns, die Gott vereint,
Der Letzte auch hat ausgeweint,
Dann wird ein freudig Wiedersehn
Auf ewig unser Glück erhöhn.

Herr unsr'er Tage! führe Du
Uns alle diesem Ziele zu.
Daß uns bei standhaft frommer Treu
Der Abruf einst willkommen sey.

---

15. Fortdauer.

(von Drollinger.)

Ist's glaublich, daß dich Gott vernichte?
Er schuf dich viel zu groß und schön.

Erwäg' o Seele! welche Früchte
Aus edler Seelen Trieb' entstehn.
In dir, des Himmels Tochter, funkelt,
Wenn dich kein grober Dunst verdunkelt,
Ein Schimmer von der Gottheit Licht;
Und zeugt zugleich von deinem Währen;
Wer kann ein solches Seyn zerstören?
Was göttlich ist, vermodert nicht.

Sieh! Alles bürgt uns, daß dies Leben
Auf eine lange Zukunft zielt.
Ja, hier ist uns ein Raum gegeben,
D'rauf unsr'es Geistes Kindheit spielt.
Dann öffnet sich nach kurzen Zeiten
Der Schauplatz großer Ewigkeiten;
Da geht sein Lauf unendlich fort.
So hat die Allmacht es beschlossen.
Hier treibt der Geist die ersten Sprossen;
Was hier gekeimt, reift herrlich dort.

---

16. Wiedersehen.

(von Böttcher.)

O trauert nicht, wenn eure Freunde scheiden,
Gott ist mit euch, wenn ihr verlassen scheint;
Sie leben fort für Zeit und Ewigkeiten,
Wenn sie's mit Wahrheit, Tugend, treu gemeint.
Ob sie auch gehn, ihr bleibt mit ihnen fest verbunden
In frommer Liebe inniger Vereinigung.
Schnell fliehn dahin des Erdenlebens flücht'ge Stunden,
Bald bricht nach Jenseits an die große Wanderung;
Der Himmel öffnet seine lichten Strahlenpforten,
Der Tod ist Sieg, dort — Trennung Wiedersehn geworden.

17. Wiedersehn.

(von Starke.)

Allen, die an Gräbern weinen,
Laß des Glaubens Sonne scheinen
Gott! mit Licht aus jener Welt.
Wo die Tugend nicht mehr leidet
Und kein Freund vom Freunde scheidet,
Werde jeder Geist erhellt.

Gieb dem Herzen sanften Frieden,
Hoffnung! Unf're Lieben schieden,
In ein beß'res Land zu gehn.
Aus der Erde Pilgerlande
Gingen sie zum Vaterlande,
Wo wir sie einst wiedersehn.

Wiedersehn! o mit Entzücken
Laßt uns auf zum Himmel blicken,
Zu der Frommen Vaterland!
Liebe, die wir hier beweinen,
Gott wird wieder uns vereinen
Durch ein unzertrennlich Band.

---

18. Die Hoffnung des Wiedersehns, am Grabe eines Freundes.

(aus den Halberstädtischen gemeinnützigen Unterhaltungen, vom Jahre 1807.)

Wenn an des Freundes Aschenkruge
Das Auge voll von Thränen hängt,
Und uns sein Bild mit jedem Zuge
Sich lebend vor die Seele drängt;

Was hebt uns dann empor vom Staube?
Was ist es, das uns aufrecht hält?
O du nur Hoffnung, du, mein Glaube
An Wiedersehn in bess'rer Welt.

Ach! zöge hier der Tod die Grenze,
Zerriß auf ewig dieses Band,
Und wären all' die Blumenkränze
Vernichtet, die ein Freund uns wand;

Und führt' ein Engel uns nicht wieder
Mit ihm zum seligen Verein,
Ja, sänke Alles mit ihm nieder,
Dann wär' es wenig, Mensch zu seyn.

Dann ragte Thier und Stein und Pflanze
Weit über uns Getäuscht' empor;
Dann sprang das unermeßlich Ganze
Durch blinden Zufall nur hervor.

Dann, Lebensfunke, dann verglimme,
Dann schweig, Vernunft, von Recht und Pflicht!
Dann spott' ich dein, du innre Stimme!
Die von der Menschheit Adel spricht.

Doch Heil uns! Lasset Muth uns fassen;
Am Grab' uns nicht verzweifelnd stehn!
Wir werden einst, die uns verlassen,
Dort alle jenseits wiedersehn!

Wir, die wir heut' am Sarkophage
Des hingeschied'nen Freundes stehn
Und mit der Wehmuth banger Klage
Ihm nach, in's grause Dunkel sehn;

Wir hemmen die gerechten Thränen,
Wir heben den gesenkten Blick;
Es bringt ja unser heißes Sehnen
Nie den Entschlummerten zurück.

Und legen wir zur Ruh uns nieder,
Hat Jeder von uns ausgeweint,
O! dann, dann finden wir uns wieder,
Dort, wo uns all' ein Gott vereint.

Druckfehler.

Seite	7	Zeile	14	lies: sterben statt: starben.
"	26	"	20	l. Bekleidet st. Begleitet
"	34	"	20	l. welche st. welchen.
"	46	"	17	l. Existenz st. Existens.
"	59	"	25	l. wir st. wie.
"	65	"	1	l. einen statt einer.
"	—	"	15	ergänze hinter besser: werden.
"	74	"	14	l. sie st. sich.
"	88	"	18	muß und wegfallen.
"	91	"	20	l. hoffen st. haben.
"	94	"	12	l. unermüdeten st. unermüdenden.
"	124	"	35	l. Stücke st. Stücken.
"	137	"	33	l. Alterthume st. Atlerthume.
"	139	"	27	zeichnete st. zeignete.
"	141	"	19	l. weigerte st. weicherte

Beim Verleger dieses sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

M. J. S. Grobe (Oberpfarrer zu Tann), evangelischer Morgen- und Abendsegen auf alle Tage des ganzen Jahres. Ein christl. Haus- und Hilfsbuch durchs Leben. Aus eignem Gemüth u. aus dem Geiste der vorzüglichsten Andachtsbücher und Kanzelredner gezogen. Mit einem allegor. Titelkupfer. gr. 8. 2 Rthl. oder 3 fl. 36 kr. Schön in schwarzem Einband, Goldschnitt und Goldverzierung 2½ Rthl. oder 4 fl. 30 kr. Auf weißes Velinpapier, roh 2½ Rthl. oder 4. fl. 30 kr. (Becks Repert. 1829. 1. 6 sagt: Die Gebete sind nicht lang, aber ihre Kürze sei mit Kraft und Ausdruck verbunden. Der Inhalt sei so mannichfaltig, als die religiösen Gegenstände und Empfindungen selbst u. das Ganze sey vorzüglich zu empfehlen." Die Leipz. Literaturztg. 1830. Nr. 5 sagt: „Dieses Gebetbuch arbeitet mit Recht nur auf Beförderung eines praktischen Christengeistes hin und hält sich rein von allen mystischen Träumereien. Die Sprache ist einfach und verständlich und das Ganze sichtbar gut gemeint." In der Litztg. für Volksschullehrer. 1830. 3s Quart. heißt es: „Dieses Andachtsbuch nimmt unter unsern Gebetbüchern eine der vorzüglichsten Stellen ein und sollte in keiner Familie fehlen." In den Erg.-Bl. Nr. 67 zur Jen. Litztg. 1831 heißt es: „Der Recensent glaubt, daß dieses Erbauungsbuch von denkenden Gottesverehrern mit Nutzen gebraucht werden könne. Druck und Papier sind gut; das Kupfer, den Glauben darstellend, ist eine Zierde des Buches."

Der Erbauung Suchende findet hier auf jeden Morgen und Abend des ganzen Jahres sein bestimmtes Gebet und wird daher bei seinen Erbauungen in einer steten Ordnung erhalten, die ihn nur zum Heile führen kann. Der betende Christ findet hier nicht langgedehnten, leeren und wässrigen Bombast und Wortschwall, denn nicht nach Wort-, sondern nach Sach-, Kern- und Ideenreichthum ging des Verfassers Streben, und selten ist — nach Matth. 6, 7. „Und wenn ihr betet, sollt ihr nicht viel plappern, wie die Heiden; denn sie meinen, sie werden erhört, wenn sie viele Worte machen." — der Raum einer Andacht länger als eine Octavseite, wobei Poesie und Prosa stets angenehm wechseln. — Auch wird dieses christliche Hausbuch in einem so anständigen und wür-

devollen Aeußern, dabei aber dennoch zu einem so unverhältnißmäßig niedrigem Preis geliefert, daß es auch von dieser Seite bei christlichen Familien leicht den wohlverdienten Eingang finden wird.

Dr. S. Guyétant, der Arzt für die spätere Lebensperiode oder das rückschreitende Alter, namentlich für diejenigen, welche das 50ste Jahr überschritten, im Alter ihre Gesundheit erhalten, ihr Leben verlängern und froh genießen wollen. Nach dem Franz. v. D. C. J. A. Venus. 8. ⅔ Rthl. od. 1 fl. 12 kr. Gersdorfs Repert. 1837. XI. 3 sagt: „Alles ist hier dem Laien auf eine klare und faßliche Weise angegeben und überall ist die rechte Grenze gehalten, was er dabei ärztlich zu thun hat. Die Eintheilung in 6 Temperamente, das sanguinische, muskulöse und athletische, das gastrische und gallige, das lymphatische oder schleimige, das nervöse oder sensible, das blutarme, nebst ihren Uebergängen in einander, ist sehr zweckmäßig, der Einfluß des Geistes auf den Körper und umgekehrt ist gehörig gewürdigt." — Der Gesundheitstempel II. 4 sagt: „Dem allzufrüh erreichten Alter thut es dringendst Noth, einen Rebarteur in die Hände zu erhalten, der den Schnelllauf durch das Leben einigermaßen Halt machen lehrt. — In der Lebensperiode, die meist ihre Kraft für andere wohl verwendet, werden hier treffliche Mittel geboten, den flüchtigen Rest des Lebens noch weise zu genießen und sich vor den mancherlei Beschwerden des Alters zu schützen. — Welche trefflichen Mittel der erfahrene Guyétant zu diesem Behufe zeigt, davon wird sich jeder Leser überzeugen, der seine ganz aus dem Leben geschöpften und darum auch höchst weisen, vernünftigen und zweckmäßigen Vorschriften näher prüft, und jeder der denselben treulich nachlebt, wird ihre heilsamen Vorschriften an sich selbst bewährt finden. — Darum wird auch diese wohl durchdachte Schrift noch das hohe Alter vieler braven Väter und Mütter versüßen, und ihre, derselben gewidmete Aufmerksamkeit, reichlich belohnen." —

Dr. M. Lebeand, gemeinnütziges Handbuch der Krankenpflege, oder der theilnehmende, sachverständige u. freundliche Krankenwärter bei Krankheiten überhaupt und bei Verwundeten, Wöchnerinnen, Neugebornen, Genesenden ꝛc. insbesondere. Nebst den nöthigen Vorkehrungen bei ansteckenden Krankheiten, Winken über die Behandlung junger Leute, welche heimliche Sün-

den Uben u. s. w.; auch einer Anleitung zu den bei der Krankenpflege erforderlichen Kenntnissen der niedern Chirurgie, Pharmacie und Diätetik. Für Aerzte, Krankenwärter, Geistliche, besorgte Mütter u. alle edlen Menschenfreunde. Aus dem Franz. von Dr. Reinhard. 8. ½ Rthl. oder 1 fl. 21 kr. (Als eine gute und nützliche Schrift empfohlen in den altenburger medicinischen Annalen 1826. S. 529. 30, in der Hall. Literaturzeitung 1826. Nr. 300. in der Leipz. Literaturzeitung 1827. Nr. 188, in Becks Repert. 1826. III. 3, 4, pag. 194. Vergleiche Gesundheitszeitung 1828. Nr. 9. Die Salzb. medicin. chir. Zeitung 1826. Nr. 63 erkennt an, daß dieses Büchlein seinem Zweck, einen guten Unterricht in der Krankenpflege aufzustellen, ziemlich entsprechen dürfte.)

Dr. G. Bräunlich, das Gemüth rücksichtlich seines wichtigen Einflusses auf das körperliche Befinden des Menschen. 8. ½ Rthl. oder 36 kr. Die Mitternachtszeitung 1833. Nr. 4 sagt: „Herrn Voigts Verlag zeichnet sich durch eine reinpraktische Tendenz aus. — auch Gegenwärtiges entspricht derselben. Keine psychologischen Hyberbeln, keine philosophischen Tiefblicke, aber belehrende Andeutungen über den Gegenstand, die Jedermann verstehen und sich aneignen kann, die aber besonders dem minder gebildeten Arzte zu empfehlen sind." Die altenburger medic. Ztg. 1833 Nr. 2 sagt: „Der Verfasser hat das Beste, was über diese Materie vorhanden ist, gut zusammengestellt und namentlich hervorgehoben, daß nicht blos Krankheit durch Gemüthsbewegungen, sondern auch Genesung durch dieselben herbeigeführt werden kann." Pölitz Repert. 1833. Nr. 7 sagt davon: Ein in unsern Tagen zu empfehlendes Buch, das durch besonnene Prüfung, ruhige Darstellung, klare Auffassung einem größern Publikum besonders zusagen wird." Die Leipziger Literaturzeitung 1833. Nr. 84 sagt: „Nachdem leider Epidemieen unserer Zeit die Betrachtung individueller Zustände verdrängt haben, ist es erfreulich, daß hier ein Mann seine ärztliche und philosophische Befähigung zur Zergliederung eines so höchst allgemein interessanten Gegenstandes verwendet und durch viele einzelne treffliche Bemerkungen seine große Sicherheit in dieser Sphäre darthut." — Die Literaturzeitung für Volksschullehrer 1835. 3s Heft würdigt diese Schrift einer sehr langen und ausführlichen Recension, worin ihre große Wichtigkeit hinreichend dargethan wird.